

Joachim Klinger
Palmströms Taschentuch
und Korfs Galoschen

Joachim Klinger

*Palmströms Taschentuch
und Korfs Galoschen*

Mit 28 Zeichnungen
des Autors

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.grupello.de

1. Auflage 2007

© by Grupello Verlag

Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf

Tel.: 0211-498 10 10 · E-Mail: grupello@grupello.de

Druck: Müller · Satz & Repro, Grevenbroich

Lektorat: Sascha Kirchner

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-071-0

Inhalt

I. Palmströms Taschentuch und Korfs Galoschen

Nachdenklich nickt ...	11
Palma Kunkels Papagei	12
Die Schleiche	14
Am Teich I	15
Am Teich II	16
Schlechtes Wetter	18
Einladung zum Essen	19
Erfinder Korf	20
Das Monument	21
In Radebeul	22
Im Café	24
Palmströms Taschentuch	26
Korfs Galoschen	27
Der Schnupfen und das Nasobem	28
Das ganz kleine Reh	29

II. Buckelstier und Erdbeerbowle

Künstlerfest	33
Der Bonvivant	34
Der Snob	36
Die historische Begegnung Kurt Schwitters / Anna Blume	38
A quatre mains	39
Die Dame mit dem Hündchen	40
Katze mit verletzter Pfote	42
Erdbeerbowle	43
Sensation im Zirkus	46
Robin der Seher	48

Ballade vom Wicht im roten Röckchen	51
Der kleine Herr Cordes	54
Der schwarze General	56
Marschmusik der Unverbesserlichen	58
Nimmermehr	59

III. Ein kleines Loch im Bretterzaun

Landwirt W. plötzlich verstorben	63
Ländliche Idylle	64
Immer wieder Markttag	65
Vogelscheuche	66
Das Loch im Bretterzaun	68
Die Henne und das Loch	69
Der alte Hahn	70
Ameisen	72
Die Krähen	73
Sentimental	74

IV. Der Weiher blickt so weihevoll

Frühling	77
Sommer	78
Herr Sommer	79
Herbst	80
Wintertag	81
Nebel	82
Sturm	83
Der Mond I	84
Der Mond II	85
Der Weiher	86
In der Fremde daheim	87
Reisepläne	88
In Venedig	90
In Wien	92

Das Unglück	93
Schiffbruch	94
Vor dem Unwetter	95
Rast	96
Heißer Sommertag	97
Zur Stadt	98

*V. Wenn ich die ersten Zeilen klau'
und auf die Phantasie vertrau'*

Herbst (nach Fontane)	101
Sommerfrische (nach Ringelnatz)	102
Einsamer nie (nach Benn)	103
Auf Sommers Grill (nach Rühmkorf)	104
Sommernacht (nach Theodor Storm)	105
Hochsommernacht (nach Morgenstern)	106
Sibylle des Sommers (nach Huchel)	107
Sommersneige (nach Trakl)	108
Sommerabend (nach Rilke)	109
Die Stunde (nach Hesse)	110
Fremde Stadt (nach Hesse)	110
Ich habe nichts mehr (nach Hesse)	111
Gleichnisse (nach Hesse)	111
Erinnerung (nach Hesse)	112
Sommerruhe (nach Hesse)	113
Sommer (nach und gegen Weyrauch)	114

VI. Humor sucht sich die tiefsten Stellen

Ein Philosoph zum Thema Lachen	117
Kluge Menschen, wenn sie lachen	118
Humor	119
Das Sinngedicht	120
Lyrik	121
Belehrung	122

Literatur-Reparatur	123
Das Gehirn und ich	124
Abendlied (Senioren-Song)	125
Rat an einen Alten	126
Der Mord an einem Papagei	128
Die Flucht aus der Haft	129
Geständnis	130
Finden?	132
<i>Anmerkungen</i>	134

I

Palmströms Taschentuch
und Korfs Galoschen

Nachdenklich nickt ...

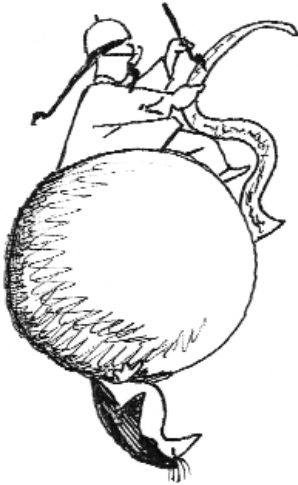
im Gedenken an Christian Morgenstern

Nachdenklich nickt im Dämmern die Pagode ...

In ihrem Innern nickt der greise Mandarin.
Er übt die neue Schrift in Sütterlin
und schreibt an einer Kindheitsepisode.

Ganz anders tätig ist der Antipode.
Es handelt sich um einen Haubenpinguin.
Er probt auf einem Schellentamburin,
denn die Musik mit Trommeln kommt in Mode.

Der Mandarin sieht nie den Antipoden,
und gleichermaßen ist es mit dem Pinguin bestellt.
Ein jeder bleibt vom anderen getrennt –
trotz aller Konferenzen und Synoden
in vielen Städten dieser Welt
und Reisen zwischen Kontinent und Kontinent.



Palma Kunkels Papagei

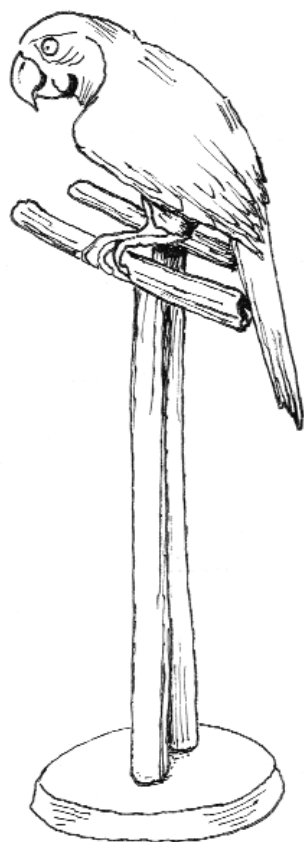
Palma Kunkels Papagei
ist ein Vogel der besond'ren Sorte.
Sprache ist ihm gänzlich einerlei,
und er wiederholt auch niemals Worte.

Palma Kunkel ist es so gewohnt.
Unbesorgt kann sie mal fluchen oder keifen.
Ihre Ohren werden jedoch nicht geschont.
Denn ihr Papagei beherrscht das Pfeifen.

Beispielsweise, ist sie eingenicht,
nach dem Mittagmahl in einem Sessel,
oder wenn sie träumerisch ins Fernseh'n blickt,
meldet sich mit schrillum Pfiff der Wasserkessel.

Dabei steht der Kessel nicht auf ihrem Herd,
sondern leer in ihrer Küchenspüle ...
Doch der Papagei wirkt völlig unbeschwert,
ja, er mustert sie mit schon bekannter Kühle.

Gestern bin ich bei der Nachbarin gewesen
und erfuhr, es sei der Papagei
längst erworben von Chinesen,
und er irritiere pfeifend in Shanghai
Bahnbus-Schaffner und die Hafenz Polizei.



Die Schleiche

*Die Schleiche singt ihr Nachtgebet,
weil schon der Mond am Himmel steht,
ein Lied zum Steinerweichen.*

Das Nachtgebet, vom Wind verweht,
hat sich um Zwölf zum Wald gedreht.
Dort weinen alle Eichen.

Wie fromm sie ist und dieser Ton!
Man wünschte, daß ein Grammophon
die Melodie verbreitet.

Die Schleiche betet für den Sohn,
und ihr Gesang heischt keinen Lohn,
weil sie die Liebe leitet.



Am Teich I

Palmström steht an einem Teiche,
angetan von Stille und Libellenflug.
Nah am Steg bewegt sich eine bleiche
Frau mit Grazie und Wasserkrug.

Um den Teich herum die grüne Wildnis,
denn es handelt sich hier um ein Biotop.
Sehr bemerkenswert ist dieses Bildnis,
fast wie aus dem Zyklus Frauenlob.

Palmström, ganz vom Augenblick gefangen,
schaut und hat den Atem leicht gepreßt.
Ihn erfüllt ein liebliches Verlangen:
Halte das Erlebnis in dir fest!

Doch die bleiche Frau verliert die Haltung,
während sie sich mit dem Krug zum Wasser beugt,
fällt und rettet sich mit Kraftentfaltung,
die von großer Schwimmerfahrung zeugt.

Tiefend und das Haar in Strähnen,
steigt sie bald darauf an Land,
und sie klappert mit den Zähnen.
Palmström hat sich zögernd abgewandt.

Rasch aus der Erinnerungsmitte
löst das schöne Bild sich und zerfließt.
Heimwärts lenkt er seine Schritte.
Hinter ihm die Frau verharrt und niest.

Am Teich II

Palmström steht an einem Teiche,
den er, durch die Landschaft streifend, fand.
Neben ihm liegt eine blinde Schleiche,
wohlversteckt in Silbergras und Sand.

Palmström setzt sich hin und rastet,
und er nickt schon bald ein wenig ein.
Neben ihm die blinde Schleiche tastet
erst an seinem Schuh und dann am Bein.

Da sie blind ist, kann sie nur vermuten,
und sie tippt zum Schluß auf einen Baum.
Palmström hört im Halbschlaf fernes Tuten
und erwacht aus seinem kurzen Traum.

Nein, er hat die Schleiche nicht gesehen,
und der Schleiche blieb naturgemäß der Blick verwehrt.
Doch sie lernt an diesem Tag, daß auch Gewächse gehen,
eine Einsicht, die sie fesselt und verzehrt.

Palmström bleibt die Daseinsform der Echsen
unbekannt, und zwar sein Leben lang.
Aber Schleichen sprechen viel von wandernden Gewächsen,
und sie sagen weise ihrem Schicksal Dank.



Schlechtes Wetter

*Palmström lobt das schlechte Wetter sehr,
denn nun gibt es Grund, daheim zu bleiben,
statt in Menschenmassen und Verkehr
hilflos wie ein welkes Blatt zu treiben.*

Angesichts der Trübe sucht er Lampenlicht
und ein Buch, um seinen Geist zu laben.
Doch die Lampe leuchtet in der Wohnung nicht,
Strom dafür ist nur bezahlt zu haben.

Leider zahlte Palmström niemals prompt.
Er mißachtet ständig Stromgebühren.
Und so kam es, wie es immer kommt,
wenn die Schuldner sich nicht rühren.

Während an den Fensterscheiben Tropfen rinnen
und allmählich auch die Fensterbank befeuchten,
wählt nun Palmström seinen Weg »nach innen«,
wo ihm manche Lampen und Laternen leuchten.

Schließlich sieht er einen Sessel auch mit Schriften,
ein Regal mit Büchern, schön geschichtet,
ferner einen kleinen Tisch mit Stiften –
dort sitzt Morgenstern bereits und dichtet!

Einladung zum Essen

Palmström ist von Korf zum Essen eingeladen worden.
– Beide wohnen in Regionen hoch im Norden. –
Langsam löst sich Palmström vom Projekt Erfindung,
greift das Kursbuch und studiert die Bahnverbindung.
Kein Problem – von seiner Stadt zur andern.
Innerhalb der Stadt jedoch bleibt nichts als Wandern.

Palmström sucht sich Wege ganz im Grünen,
wählt dann einen weiten Bogen durch die Dünen,
kämpft sich schließlich auch durch Heidekraut und Ginster
und erreicht sehr spät, es wird schon finster,
Korfs Gebäude unter Bäumen still im Garten,
wo sein Freund und seine Hunde ungehalten warten.

Korfs Geduld ist – was nicht überrascht – in Gärung,
und das nötigt Palmström zur erschöpfenden Erklärung:
»Kürzer ist der Weg entlang an Häuserzeilen,
doch gespickt mit Kneipen zum Verweilen.
Leider habe ich die fatale Neigung
mich zu stärken nach der ersten Steigung.
Danach fängt die zweite Kneipe an zu locken,
in der dritten bleibe ich noch länger hocken.
An dem langen Weg liegt nirgendwo ein Gasthaus,
und so halte ich das Wandern ohne Rast aus.«

Erfinder Korf

Korf, Erfinder einer Tagnachtlampe
– sie verbreitet Dunkelheit statt Licht –,
reüssiert mit der Erfindung nicht.
Denn die Putzfrau, eine wahre Schlampe,
stößt sie um, und sie zerbricht.

Finsternisse herzustellen,
bleibt ihm künftighin versagt.
Dunkelheiten zu erhellen,
liegt ihm nicht, und er verzagt.

Palmström kauft ihm Wollgardinen,
schwarz gefärbt und dicht gewebt.
Korf erfreut sich bald an ihnen,
weil er nun am Tag im Dunkel lebt.



Das Monument

Korf erträumt sich – nur für sich! –
ein enormes Monument,
eindrucksvoll als »Über-Ich«,
etwas, was die Welt nicht kennt.

Dieses Monument, weil ganz abnorm,
bildet man aus keinem Material,
außerdem entbehrt es jeder Form,
fremd und leuchtend – eine Art von Gral.

Hoch in seiner Seele aufgerichtet
steht es, und ein Rausch erfüllt
Korf, der hofft: Es wird bedichtet
und für ihn allein – auch einst enthüllt.

In Radebeul

Korf erlebt in Radebeul
einen Überfall mit viel Geheul.
Täter sind ganz offensichtlich Irokesen.
Angemalt und Beile schwingend,
fesseln sie ihn freudig singend
und beweisen so brutales Wesen.

Angebunden an den Marterpfahl,
widmet Korf sich ganz dem Ritual,
fühlt das Blut in seinen Adern stocken.
Schneller Tod erfreut nur halb,
deshalb will zuerst man seinen Skalp.
Hutlos zeigt sich Korf ganz ohne Locken.

Dieser Tatbestand erstaunt,
und der Häuptling, mißgelaunt,
ruft nach Bogenschützen mit den Pfeilen.
Korf bedauert diesen Ton,
ahnt die ersten Spitzen schon
an den ungeschützten Körperteilen.

Da! Vor einer Bretterwand
reckt sich auf Old Shatterhand,
selbstbewußt und ohne Tarnung.
Jede Rothaut scheint erstarrt.
Während noch der Held verharret,
tönt ein Gongschlag wie zur Warnung.

Sieh, das schicksalhafte Drama
ist nur Teil vom Festspiel-Panorama!
Eine Szene wurde so geprobt.
Korf steht anfangs wie versteinert,
doch dann wird sein Schock verkleinert,
und sein Einsatz bei den Spielen hoch gelobt.

Klar – in Radebeul bei Dresden
gibt es Mythen, die noch nicht verwessen,
weht Karl May noch immer als ein Geist.
Korf trifft abends Häuptling Winnetou
– wie man weiß: der Häuptling der Apachen –,
und nach sieben Schnäpsen sagt man »Du«,
was Versöhnung und auch Mitarbeit verheißt
(sowie eine Gage und das Beifall-Klatschen).
Zwischenzeitlich kurt von Korf in Friedrichsruh.



Im Café

Palmström liebt es, im Café zu sitzen,
möglichst an dem kleinsten Tische,
möglichst noch in einer Nische,
um bei einem Tee mit spitzen
Stiften und auf kleingeschnittenen Papieren
dann und wann ein Wort zu kritzeln, respektive zu notieren.

Palmström sammelt eine Art von Geistesblitzen,
die vielleicht den Akademiker erstaunen,
sind sie doch Produkt bizarrer Launen,
die belustigen und nicht erhitzen.
Denn mitnichten geht es um Erfindung,
sondern – sozusagen – nur um Wortverbindung.

Vorzugsweise beim Verzehr von Törtchen
schwingt sein Geist in leisen Rotationen,
und es schwirren dann wohl Wort und Wörtchen,
simpel meist und doch von Dimensionen,
die erheitern, beispielsweise »Klopshaubitzen«,
»Baumwurz nager« oder »Priemlakritzen«.

Oder: »Totenkopfgespensterschnitter,
Stulpenunke, Salamanderschnecke,
Sockenwanze, Silberdistelzither,
Seesternlampe, Schluchtenschrecke ...«
Schließlich ißt er Marmeladenbrötchen
und schleicht heim – auf Katzenpfötchen.



Palmströms Taschentuch

Jenes rote Taschentuch mit einer Eiche,
ferner einem Mann mit Buch,
fand man an dem Tag, da schon als Leiche
eine Gruppe Palmström aus dem Hause trug.

Ausgefaltet lag es unter einer Vase
– das Motiv war sichtbar nur zum Teil –,
nie benutzt von einer Schnupfen-Nase,
farbenkräftig und im ganzen heil.

Palmströms Neffe kam nach langer Sichtung
zu dem sehr verständlichen Entschluß:
Dieses Taschentuch gehört zur Dichtung,
was zur Archivierung führen muß.

Für die Pflege solcher Raritäten
gibt es – Gott sei Dank! – ein Institut.
Zwar es platzt bereits aus allen Nähten,
doch die Leistung ist noch immer gut.

Palmströms Tuch liegt in der Glasvitrine,
und auf zarten Knopfdruck rezitiert
eine Stimme aus der Tonmaschine
Verse, die die Nachwelt nicht verliert.

Korfs Galoschen

Korf ist kürzlich hingeshieden
und in seiner Ahnengruft bestattet.
Dieser Ort verheißt den wahren Frieden,
weit entlegen, baumumschattet.

Nach der Nachlaß-Teilung blieb von vielen
Dingen nichts als ein paar Groschen,
Reste auch von Kartenspielen
und zwei häßliche Galoschen.

Diese nun, so muß man konstatieren,
haben und entwickeln noch Marotten.
Ohne Füße gehen sie spazieren,
scheinen Menschen einfach zu verspotten.

Niemals bleiben sie auf einer Stelle.
Abends erst in Schränke eingeschlossen,
sind sie fort, sucht man bei Tageshelle.
Später stehen sie in Straßengossen.

Gestern traf ich Korfs bewährte Stütze,
die in seinem Haushalt treu gewaltet,
und die fischte sie aus einer Pfütze,
klagend, daß die Mode rasch veraltet.

»Eigensinnig« nannte sie die beiden.
Ständig müsse man den Schmutz entfernen.
Mögen sie auch keinen Menschen kleiden,
ihresgleichen sucht man unter Mond und Sternen.

Der Schnupfen und das Nasobem

Wir kennen das: Es kommt der Schnupfen
mit Schniefen, Schleim und Schnaufen.
Besät mit kleinen roten Tupfen,
beginnt die Nase jäh zu laufen.

Nun läuft das Nasobem auf Nasen,
wie wir von Morgenstern erfahren.
Es naht besonders gern in Schnupfen-Phasen
und prüft das menschliche Gebaren.

Doch bleibt die Prüfung unergiebig.
Ein Lauf der Nase wird ja nicht erreicht,
weil sich nach Wartezeiten, meist beliebig,
der Schnupfen ganz von dannen schleicht.

Die Nase, wieder blaß und trocken,
verharrt an dem gewohnten Ort.
Das heißt: Sie bleibt in Augennähe hocken
und geht kein Stückchen vor und fort.

So spricht das Nasobem zu den Genossen:
»Nehmt als Ergebnis dieses Wort mit:
Die Nase läuft nicht, sie ist ausgeflossen.
Das ist aus meiner Sicht kein Fortschritt!«

Das ganz kleine Reh

In memoriam Joachim Ringelnatz

Das ganz kleine Reh steht immer noch da,
so reglos und lautlos wie eh' und je.
Wer könnte noch sagen, was damals geschah –
die Jahre vergingen mit Regen und Schnee.

Das Reh ist jetzt grün, von Flechtwerk bedeckt,
der ganz kleine Baum verwachsen und krumm.
Ich weiß ja, das Reh wird niemals geweckt.
Es ist ganz aus Gips und bleibt also stumm.

Und doch geh' ich oft und gern dort vorbei
und denke: Warum nicht? Und denke: Vielleicht!
Bei Vollmond seh' ich, so gegen zwei,
den Ringelnatz, wie er schlafwandelnd schleicht.



II

Buckelstier und Erdbeerbowle

Künstlerfest

Längsseits lächelnder Gestade
eilen froh beschwingten Fußes
Künstler zu der Maskerade
im Palast der Promenade,
auf den Lippen Lust des Grußes.

Eingedenk der Bildgeschichten,
die, von Wilhelm Busch beschrieben,
böser Buben Tat berichten,
wollen zwei sich ganz verpflichten
solchen Typen, die sie lieben.

Wer verwandelt sich zum Max?
Wer schlüpft in die Haut von Moritz?
Na, schon sieht man Peter Hacks
und, mit Haaren gelb wie Flachs,
Peter Handke voller Vorwitz!

Max und Moritz, diese beiden,
unter Grafen, Rittern, Schranzen,
Zofen auch in Samt und Seiden –
wer mag diese Schlingel leiden
oder gar mit ihnen tanzen?

Also stören sie mit Streichen,
singen lauthals und stibitzen
bei den Gästen, häufig reichen,
geben listig falsche Zeichen,
lästern frech mit schlimmen Witzen.

Endet es, wie Busch uns schildert?
Heiner Müller rügt als Richter:
»Schließt sie aus – verroht, verwildert!«
Doch der Antrag wird gemildert.
Ordnungsruf für beide Dichter!

Der Bonvivant

Der Bonvivant im Restaurant
speist Erbsenreis und Wachtel,
die letztere in Weingelee.
Dann trinkt er herben Beaujolais,
doch davon nur ein Achtel!

Auch Pilzragout und Kraut dazu,
Waldbeeren in der Sauce,
hat er mit Appetit verzehrt
und danach Calvados begehrt,
davon zumeist zwei große.

Wenn er im Grand Café bestellt,
dann schießt er niemals auf sein Geld.
Er liebt den Nuß-Crème-Kipfel,
die Schale Gold, voll bis zum Rand,
die Nougattorte mit Krokant –
das ist für ihn der Gipfel.

Am Samstag
mit dem 12. Schlag
sitzt er bei seiner Schwester.
Im Suppentopf schwimmt frischer Lauch,
darunter zarter Schweinebauch –
der – sagt er – sei sein bester.

Der Bonvivant ist kein Gourmand.
Am liebsten mag er schlecken.
Doch wenn er wirklich einmal schlemmt,
dann kriegt sein weißes Oberhemd
die allerschönsten Flecken.

Von Kopf bis Zeh
ist er Gourmet
und möchte nur genießen.
Doch wenn ihn der Geschmack verführt
und er Gelüste wachsen spürt,
läßt er die Zügel schießen.



Der Snob

Er kommt wie immer im Galopp,
ein gertenschlanker Reiter,
und lächelt flüchtig, so als ob ...
Dann geht es hurtig weiter.
Man hört wohl noch ein »He« und »Hopp«.
Hat nicht viel Zeit, das ist der Snob.

Gekleidet ist er in Damast,
in Seide, Samt und Leinen,
moderner Schnitt, fein angepaßt
an Schultern, Hals und Beinen.
Schafwolle, Loden? Viel zu grob!
Das mag er nicht, er ist der Snob.

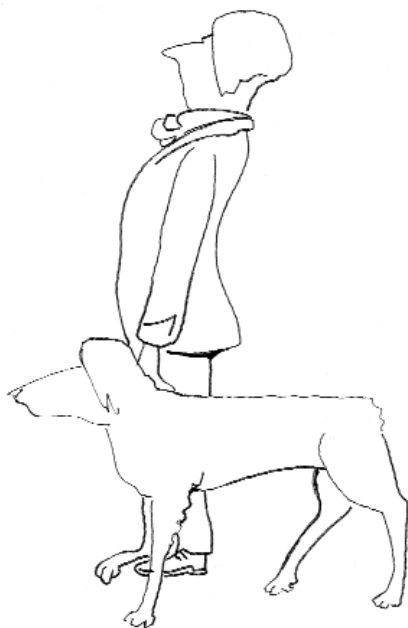
Ob Fabrikant, Bankier und Graf
– er hat es mit den Reichen –,
er spricht sogar im Mittagsschlaf
stets nur mit seinesgleichen.
Die andern, die sind Plebs und Mob.
Die mag er nicht, er ist der Snob.

Beim Pferderennen folgt er Tips
und wettet zum Vergnügen.
Gewinnt er, kauft er einen Schlips
auf Borkum oder Rügen.
Dort kennt er jeden kleinen Shop.
Er liebt die Shops, er ist der Snob.

Er zeigt sich gern mit jedem Star
und kindlichen Blondinen.
Er trifft sich mit dem Modezar
in Saunabad-Kabinen.
Sein bester Freund – das ist der Bob.
Er liebt den Bob, er ist der Snob.

Man sieht ihn oft im Spielsalon,
dem Ort der Langeweile.
Die schlanke Hand greift den Coupon,
doch niemals hat er Eile.
Um zwei Uhr morgens sagt er: Stop!
Auch ganz im Glück, er bleibt der Snob.

Wer an der Börse spekuliert
mit schwachen Wertpapieren
– so wie der Snob –, nun, der riskiert,
am Ende zu verlieren.
Doch lässig spricht er nur von »Flop«,
versetzt die Uhr und bleibt der Snob.



Angesichts und wegen des Gewitters
fand am Abend eines späten Sommertages
querfeldein in einer Scheune Meister Schwitters
einen Flüchtling, der incognito – ich sag' es –,
der incognito die Kleidung trocken ließ
und – ich sag' es unbefangen – Anna Blume hieß.

Denn die Arme, das sei treulich festgehalten,
war zuvor das Opfer eines Prassel-Regengusses,
und die Nässe drang durch alle Kleiderfalten
beim Verlassen eines altersschwachen Reisebusses.
Also stand dann Anna Blume sehr entblößt,
als Kurt Schwitters grob die Tür aufstößt.

An sich riß Frau Blume Leinwandfetzen
leerer Säcke – wohl von einer letzten Ernte –,
um sich darin bergend hinzusetzen,
hoffend, daß der Mann sich bald entfernte.
Doch der stand und starrte, sagte: »Ne!«
Fand für neue Kunst die zündende Idee.

Schnitt und klebte später Filz und Tücher,
Briefumschläge auch und Pappen,
trennte Ledermappen auf und Bücher,
fügte alles langsam in Etappen,
schuf so manches Opus, das in Sälen prangt –
jenem Tag und Anna Blume sei's gedankt.

A quatre mains

In der Schildergasse Nummer zwanzig,
und zwar dort im Souterrain
wohnt ein Fräulein Bock aus Danzig,
und sie spielte gern à quatre mains.

Da ein Partner aber nicht gefunden,
übte sie allein, doch eifrig am Klavier
stets am Tage viele Stunden
mit zwei Händen, leider nicht mit vier.

Eines Tages kam ein Herr aus Memel,
angelockt durch eine Rhapsodie.
Und er saß ganz still auf seinem Schemel,
und er sagte: »Ich bewund're Sie!«

Später saß er dann an ihrer Seite,
und sie spielte Grieg und Borodin.
Und sie fragte, ob er sie begleite,
so z. B. bei den Walzer-Melodien.

Beide kamen recht erfreulich weiter
auf dem musikalischen Terrain,
Max aus Memel war ihr erster Zweiter,
und sie spielen oft à quatre mains.

In der Schildergasse Nummer zwanzig
wird mit Inbrunst musiziert.
Er aus Memel, sie aus Danzig –
wie das Pärchen spielend harmoniert!

Die Dame mit dem Hündchen
(Szene aus einem Kurbad des 19. Jahrhunderts)

Immer wenn die Sonne scheint,
geht die Dame mit dem Hündchen
– letzteres lang angeleint –
in den Park ein Stündchen.

Dreimal geht sie um den Teich,
setzt sich dann ein Weilchen,
ißt dazu – schön butterweich –
vom Konditor Teilchen.

Fast an jedem Baum und Pfahl
hebt der Hund sein Beinchen,
und beim alten Ehrenmal
sucht er sich ein Steinchen.

Manchmal nähert sich galant
ein Student mit Stöckchen.
Lächelnd reicht sie ihm die Hand,
und sie rafft ihr Röckchen.

Später gehen sie zu zweit
durch den Park ein Stückchen
in die grüne Dunkelheit
bei dem Tempelbrückchen.

Hündchen wartet treu und zahm
wohl ein Viertelstündchen.
Kommt die Dame tugendsam,
wischt sie sich ihr Mündchen.

Immer wenn die Sonne lacht,
geht die Dame mit dem Hündchen.
Stets die größte Freude macht
jenes Viertelstündchen.



Katze mit verletzter Pfote

Die weiße Katze Miss Minouche
wohnt Ulmenstraße 18.
Ihr Lieblingsplatz: im Fliederbusch –
dort kann man sie bei Nacht seh'n.

Heut' sitzt sie wartend vor der Tür
auf sonnenwarmen Stufen.
Denn eben sagt ihr ein Gespür:
Gleich wird nach ihr gerufen.

Sie ist ein echter Pflegefall –
verknackst die Vorderpfote!
Da spielt man nicht mehr mit dem Ball
und achtet die Verbote.

Vom Unfall spricht sie ungern nur.
Das Motorrad fuhr viel zu schnell,
von Rücksichtnahme keine Spur!
Nun leckt sie sich ihr weißes Fell.

Wenn's Pfötchen in der Binde ruht
und man es nicht bewegt,
dann tut das Mitleid doppelt gut.
Man wird so gern gepflegt.

Da naht die Frau und sagt: »Mein Schatz,
nun komm! Es wird auch Zeit!«
Und dann in einem Nebensatz:
»Dein Essen ist bereit.«

Minouche liebt diesen Nebensatz
und sagt ganz brav: »Miau!«
Doch morgen jagt sie Maus und Spatz.
Das weiß sie schon genau.

Erdbeerbowle

Als der Dechant verstorben war,
vertrat ihn bald ein Pfarrvikar –
und auch beim Dämmerschoppen.
Da saßen schon mit grauem Haar
der Arzt, der Amtmann, der Notar,
stets aufgelegt zum Foppen.

Man aß zunächst den »strammen Max«,
ein wenig Brot mit Aal und Lachs
und kam dann auf Getränke.
Der Pfarrvikar sprach: »Alkohol
tut – außer Meßwein – mir nicht wohl.«
Man rief den Chef der Schänke.

Der fragte gern nach Lust und Wunsch
und lobte seinen Erdbeerpunsch,
in gutem Deutsch auch »Bowle«.
»Die trinken wir«, so der Notar,
»die Frucht gehört dem Pfarrvikar.
Daß man die Bowle hole!«

Der Pfarrvikar war ganz entzückt.
Die Wahl erschien ihm voll geglückt.
Wie schmeckten ihm die Beeren!
Die Tischgenossen stießen an
und sagten »Salve!« dann und wann,
wie um den Herrn zu ehren.

Es war schon fast um Mitternacht,
da hat der Pfarrvikar gelacht:
»O Freunde, laßt uns singen!«
Der Amtmann kannte manches Lied,
doch meist aus weltlichem Gebiet,
und ließ den Baß erklingen.

Der Arzt, vor Jahren Fuchsmajor,
trug seine Burschenlieder vor,
vom Herrn Notar begleitet.
Vierstimmig wurde der Gesang,
der Pfarrvikar den Taktstock schwang,
das Herz zum Mund geweitet.

Als man zum Aufbruch sich entschloß,
rief der Vikar: »Ich bin der Boss!
Folgt mir zur Polonaise!«
Doch plötzlich ist er abgesackt.
Der Amtmann hat ihn rasch gepackt
und trug ihn auf die Chaise.

Am Morgen hat ihn der Gendarm
dann heimgeschleppt auf seinem Arm
zum Pfarrhaus in die Kammer.
Er schlief ganz fest und träumte schwer,
und erst um zwölf erwachte er
durch seiner Köchin Jammer.

Ihr gab er reuevoll Bericht
und sagte: »Ich betrank mich nicht.
Ich schwör's bei meiner Seele!
Ich aß nur Früchte, doch vielleicht
hat sie die Gärung aufgeweicht.
Mir brennt noch meine Kehle!«

Die Köchin sprach: »Ich weiß es wohl.
Die Beeren sind voll Alkohol.
Der Herrenklub läßt grüßen ...«
»Mein Gott!« gestand der Pfarrvikar,
»ich seh' nun, welch' ein Narr ich war,
und will durch Fasten büßen!«

Am Sonntag vor dem Hochaltar,
als alles Volk versammelt war,
sprach er in seiner Predigt:
»Der Alkohol verführt zur Sucht!
Doch liegt Gefahr auch in der Frucht!«
Dann war der Fall erledigt.



Sensation im Zirkus

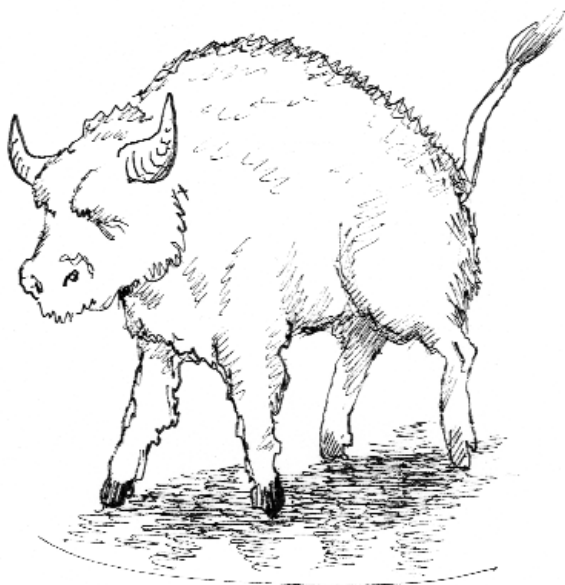
Schon tritt er auf: der Buckelstier!
Pünktlich stets um zehn nach vier.
Mit Büffelhorn und Büschelohr
kommt er aus Dunkelheit hervor
und blinzelt stumm ins Lampenlicht.
Ein Herr im Frack erscheint und spricht:

»Dies ist, hört her, der Buckelstier,
ein unbekanntes Säugetier mit
Büschelohr und Büffelhorn!
Sie sehen es zunächst von vorn,
dann von der Seite, also ganz,
und dann von hinten mit dem Schwanz.
Sie fragen mich: Was kann das Tier?
Nun denn, es ist ein Buckelstier,
der erstens buckelt, zweitens stiert
und niemals die Geduld verliert.
Er wird nun zehn Minuten steh'n
und buckelnd in die Menge seh'n.
Und daß er ständig dabei stiert,
wird vom Direktor garantiert.«

Das Publikum sitzt atemlos,
bis plötzlich beim Fanfarenstoß
der Buckelstier sich langsam dreht
und – hört nur hin und seht und seht! –
mit hochgerecktem Büschelschwanz,
zwar buckelnd, doch mit Eleganz,
behaglich seinen Darm entleert
und fortgeht, schnell und unbeschwert.

Der Beifall braust und tost und schwillt.
Stellt euch das vor! Was für ein Bild!
Der Kot von einem Buckelstier –
das gibt es selten, niemals hier!

Kommt jetzt ein Zirkus in die Stadt,
fragt man, was der zu bieten hat,
und sagt dann: »Ach, das kennen wir!
Ja, damals, dieser Buckelstier ...!«



Robin der Seher

Als Kind schon saß er meistens still
und starrte vor sich hin.
Einst briet man Hähnchen auf dem Grill,
da sprach er, auf der Brust das Kinn:
»Das Feuer wird euch fressen!«
Und wollte gar nichts essen.

Tatsächlich kam am siebten Tag
der große Brand, die Feuersbrunst.
Ob auch die Stadt in Asche lag,
ein Haus erhielt des Schicksals Gunst.
Dort saß, die Schwaden fächernd,
der kleine Robin lächelnd.

Da riefen viele: »Denkt nur, er
der kleine Robin hat's gewußt!«
Der Pfarrer selbst, sein Wort wog schwer,
erhob sich mühsam, stark berußt:
»Gebt acht auf seine Stimme!
Durch sie sprach Gott im Grimme!«

Der junge Robin hat studiert
und als Magister, Doctor phil.
sich in der Schule engagiert.
Doch häufig saß er lange still
und starrte in das Feuer.
Dann kam ein Spruch, ein neuer.

Er hat die Flut vorausgesagt
nach Regen und nach starkem Sturm,
dem Vogt, der viel im Spiel gewagt,
Prozeß und Tod im Schuldenturm.
Er warnte vor dem Laster,
vor Branntwein und Kanaster.

Herr Robin wurde respektiert.
Doch manchem war sein Wort verhaßt.
Wer vorher weiß, daß er verliert,
dem wird das Wissen schnell zur Last.
Und Warnung macht nicht weiser.
Das sah man bald am Kaiser.

Er hat Herrn Robin einbestellt,
sprach von Konflikt und Kriegsgefahr.
Als Sieger, sah er sich und Held.
Doch Robins klare Antwort war:
»Der Feind wird Euch erschlagen
und Eure Krone tragen.«

Am Tag danach erschrak man sehr.
So blutrot war der Horizont!
Der Feind erschien mit großem Heer
und rückte vor auf breiter Front.
Der Kaiser, rasch entwichen,
starb unter Lanzenstichen.

Ein neuer Herrscher kam zur Macht,
ein Mann bereit zu schlimmer Tat.
Herrn Robin hat er nur verlacht:
»Ich brauche Deutung nicht und Rat.
Was soll ich Euch befragen?
Das schafft nur Unbehagen!«

Herr Robin ging, vom Hof verbannt,
die Habe wurde fortgebracht.
In einem Haus am Waldesrand
saß er, von Posten streng bewacht,
und starrte in das Feuer.
Sein Leben war ihm teuer.

Jahr ging um Jahr. Die ganze Zeit
blieb Robin einsam. Nur privat
hat er den Leuten prophezeit
und gab, wenn man es wünschte, Rat.
Er wurde alt und mager
und blieb auf seinem Lager.

Als früh um fünf die Schnepfe rief,
erschien beim Pfarrer Robins Hund.
Im Bett lag Robin, steif und schief,
und plötzlich fingen ohne Grund
die Glocken an zu läuten,
so daß die Pferde scheuten.

Am späten Abend aber fand
sich neben Büchern, Brille, Stift
ein Abschiedsbrief von seiner Hand
in sterbensmüder Kritzelschrift:
»Mein Haus wird mit mir sterben.
Es fällt in Schutt und Scherben.«

Viel Volk ging hinter seinem Sarg
und stand bis hin zum Friedhofstor.
Das Totenmahl war kurz und karg.
Ein Sturm blies jäh, wie nie zuvor.
Das Haus zerfiel wie Zunder.
Ein Trichter blieb, ein runder.

Noch heute kennt man diesen Ort
und gibt von Robins Kunst Bericht.
Auch munkelt man von feigem Mord.
Doch niemand weiß Genaueres nicht.
»Er war ein echter Seher«,
sagt mir der Amtsvorsteher.

Ballade vom Wicht im roten Röckchen

Sieh' den Wicht im roten Röckchen,
wie er sich aufs Dachsimms schwingt!
Läuft danach auf Ringelsöckchen
bis zum Dachfirst, frisch verzinkt.

Biegt geschickt die Feuerleiter
und knüpft eine lange Schnur.
Läuft dann bis zum Schornstein weiter.
Elfmal schlägt die Kirchturmuh.

Sieh', schon steht er auf der Traufe
und hantiert mit seinem Seil!
Fest verknotet wird die Schlaufe
und geprüft, ob sie auch heil.

Weit ausholend wirft der Kleine
nun sein Lasso in den Wind.
Plötzlich spannt sich seine Leine,
schimmernd, wie die Spinne spinnt.

Hoch am Turm ein Wasserspeier
hält die Schlaufe fest im Mund.
Vor der Kirche tut ein Schreier
andern das Ereignis kund.

Prüfend kniet der Kleine nieder,
und die Leine wird gestrafft.
Flink erhebt er sich dann wieder,
während man tief unten gafft.

Sieh' den Wicht im roten Röckchen,
wie er auf die Leine tritt!
Balancierend lange Stöckchen
wagt er einen ersten Schritt.

Tänzelnd macht er einen zweiten.
Hörst Du, wie die Glocke grollt?!
Volk strömt her von allen Seiten.
Beifall wird schon bald gezollt.

In der Mitte scheint der Kleine
leicht erschöpft und atemlos.
Zittern seine zarten Beine,
oder ist das Vorsicht bloß?

Plötzlich schwebt ein schwerer Schatten.
Und man ruft: »O seht den Greif'!
Grau wie alte Schieferplatten
ist der Körper mit dem Schweif.

Setzt sich auf den Wasserspeier,
glotzt mit Augen dunkelrot.
Krallen, Schnabel – wie ein Geier!
Und ein Schopf, der feurig loht.

Ob der Wicht im roten Rökkchen
weitschreitet oder bleibt?
Jählings fällt er wie ein Flöckchen,
das in einem Windstoß treibt.

Wird er auf das Pflaster prallen?
Alles flieht in großer Hast.
Doch des Greifs bereite Krallen
haben pfeilschnell ihn gefaßt.

Er entschwindet flügelschlagend.
Zwölfmal dröhnt die Kirchturmuh.
Menschen drängen sich und fragend
sucht der Blick nach einer Spur.

Fort der Wicht im roten Röckchen!
Stimmgewirr: »Wohin denn? Sag!«
Plötzlich klingt das Totenglöckchen.
Fern kracht dumpfer Donnerschlag.

Epilog

Lange hält der Wasserspeier
noch im Maul vom Strick ein Stück.
Und nach jeder Totenfeier
denkt man an den Tag zurück.

Damals dieses Fabelwesen!
Und der Wicht – ein Akrobat!
Vieles ist noch nachzulesen,
schrieb mir jüngst der Magistrat.



Der kleine Herr Cordes

Angeklagt des Gattenmordes,
lächelt nur der kleine Cordes,
schaut auf Fenster, Türen, Wände
und betrachtet seine Hände.
Na, das spricht doch wirklich Bände!

Leise sagt er seinen Namen,
nennt als Profession Designer,
macht sich danach etwas kleiner,
nickt ein Lächeln hin zu Damen.
Na, das paßt doch in den Rahmen!

Hat er seine Frau geschlachtet
und am Tatort übernachtet?
Drohte sie mit ihrer Scheidung?
Tat er alles zur Vermeidung?
Gleichmut hat der Kerl gepachtet!

In die Richtung aller Zeugen
nur ein lächelndes Verbeugen.
Was nicht mal die Richter fassen,
Cordes ist und bleibt gelassen.
Wohl ein Meister aller Klassen!

Während die Juristen streiten
und Experten sich verbreiten,
lächelt Cordes leicht bedenklich,
denn das Leben ist vergänglich.
Na, der kriegt doch »Lebenslänglich«!

Stundenlang zurückgezogen,
wird das Urteil abgewogen.
Freispruch! Cordes hat gewonnen,
sagt dann lächelnd, fast versonnen:
»Hätte sie mich nicht betrogen ...«



Der schwarze General

»Der schwarze General« –
so nannte ihn sein Heer –
ist bleich und gänzlich kahl.
Fast keiner kennt ihn mehr.

Man nahm ihm seinen Rock
mit Litzen, Kreuz und Stern.
Im grauen Hemd am Stock
zählt er nicht zu den Herrn.

Nun kommt das Tribunal
mit Akten und Talar.
Der General steht schmal
in seiner Wächterschar.

Ein Zeuge spricht und weint:
Das ganze Dorf verbrannt!
Was tut man mit dem Feind?
Man stellt ihn an die Wand.



Schoß man auf Frau und Kind?
Wer weiß das schon genau?!
Wo Partisanen sind,
kämpft häufig Kind und Frau.

War dieser Mann brutal?
Gab er Befehl zum Mord?
Da schweigt der General.
Was nützt ihm schon sein Wort?

Man kämpft und ist Soldat.
Ein Held ist, wer gewinnt.
Doch hier wiegt jede Tat.
Es klagen Frau und Kind.

Dann geht es um die Zahl
der Toten vor Gericht.
Da kennt der General
nur seinen Frontbericht.

Man fragt, ob er bereit.
Der General verneint.
Sein Heer besiegt, verstreut
und Feigheit vor dem Feind.

Das wurmt ihn ungemein.
Die Opfer, Tod und Qual?
Der General sagt: »Nein!«
Denn das passiert schon mal.

Zum Schluß der Richterspruch:
Gefängnis lebenslang.
Noch schwebt der Brandgeruch,
doch baut man, Gott sei Dank!

Marschmusik der Unverbesserlichen

Wir wollen unsern alten Kaiser wiederhaben
und auch den großen Odin mit den klugen Raben!
Dann wollen wir uns rüsten und die Helme binden.
Die Fahnen sind in den Archiven noch zu finden.
Sie sollen stolz im Winde vor uns fliegen.
Und siegen wollen wir, wir wollen siegen!

Der Marschall Blücher zückt den blanken Degen.
Dann ziehen wir dem Feind entgegen.
Die Feinde sind zumeist Mongolen,
Tartaren, Türken und auch Polen.
Wir werden sie zu fassen kriegen.
Und siegen wollen wir, wir wollen siegen!

Die Feldherrn heißen Rommel, Moltke, Zieten.
So werden wir dem Feind die Stirne bieten.
Und wir marschieren immer gegen Osten,
wir schieben selbst im stärksten Schneesturm Posten.
Wir schaufeln Gräben, um darin zu liegen.
Und siegen wollen wir, wir wollen siegen!

Wir werden jeden Angriff ohne Zögern wagen.
Wir werden jede Schlacht erfolgreich schlagen.
Wir zählen nicht die Wunden und die Toten,
und bei Paraden singen wir nach Noten,
bis sich die Masten selbst im Takte wiegen.
Und siegen wollen wir, wir wollen siegen!

Und geht der letzte Krieg dereinst zu Ende,
dann feiern wir die große Sonnenwende,
Wir werden auch das Lamm von Papst Johannes schlachten
und mit viel Schnaps im Freien übernachten.
Und lügen werden wir, daß sich die Balken biegen.
Auch darin Sieger, wie wir immer siegen.

Nimmermehr

Ich hör' das Wörtchen »nimmermehr«
und seh' dabei den Raben.
Da plötzlich ist mein Zimmer leer,
und vor mir gähnt ein Graben.
Der Graben füllt sich mit Morast.
Wo kommt der schwarze Schwimmer her,
der an die Planken faßt?

Wo kommt der schwarze Schwimmer her?
Wird ihn der Schlamm erdrücken?
Er stemmt sich hoch und Glimmer-Teer
rinnt zäh von seinem Rücken.
Da gellt ein ferner Schmerzensschrei,
versickert im Gewimmer schwer:
»Wo bist du? Ach, vorbei, vorbei!«

Ich hör' kein Wörtchen »nimmermehr«
und seh' auch keinen Raben.
Wenn etwas käm', was schlimmer wär ...
Ich höre Rosse traben.
Es nahen Schritte. Mit dem Stab
pocht jemand an der Pforte
und ruft: »Nun folge mir ins Grab!« –
Da fehlen mir die Worte.

III

Ein kleines Loch im Bretterzaun

Landwirt W. plötzlich verstorben

Der Tod schickt seine Boten aus.
Sie schleichen durchs Gelände.
Der Hofhund streckt die Pfoten aus.
Der Bauer trinkt den Roten aus
und reibt die harten Hände.

Die Boten schleichen durch die Nacht:
Sie lauschen an den Türen.
Der Hofhund hält am Tore Wacht.
Der Bauer steht am Brunnenschacht
und kann sich gar nicht rühren.

Die Boten warten überall
sie lauern meist im Schatten.
Der Hofhund hört den schweren Fall.
Auch brüllt das Vieh in seinem Stall.
Der Fuchs schlüpft durch die Latten.

Der Bauer liegt beim Brunnenschacht,
die Hand noch am Gewinde.
Die Fenster werden aufgemacht,
die Menschen starren in die Nacht.
Der Hund weckt das Gesinde.

Das Haus ist nun ein Totenhaus.
Der Bauer, schwarz gekleidet,
ruht unter dem Zelotenstrauß.
Der Tod schickt seine Boten aus.
Ein Kreuz wird angekreidet.

Ländliche Idylle

Die Unke unkt.
Am Himmel prunkt
die große Abendwolke.
Die Unke unkt.
Der Bauer tunkt
das Weißbrot in die Molke.

Die Taube gurr.
Die Katze schnurrt
und leckt sich ihre Pfote.
Die Taube gurr.
Die Frühgeburt
liegt da wie eine Tote.

Die Grille zirpt.
Die Frucht verdirbt,
entblößt von ihrer Schale.
Die Grille zirpt.
Der Pfarrer stirbt,
Blut tropft auf die Sandale.

Der Nachtkauz schreit.
Im weißen Kleid
erscheint ein Weib am Fenster.
Der Nachtkauz schreit.
Es ist soweit!
Jetzt spuken die Gespenster.

Immer wieder Markttag

Bauer Willi fährt zum Markt.

Oma ruft: »Bis bald!« und harkt:

Samstag, Sonntag Dauerregen,
nach der Trockenheit ein Segen.

Bauer Willi fährt zum Markt.

Nachbar Paul kriegt 'nen Infarkt.

Montag, Dienstag große Schlachtung.
Schlachter bleibt zur Übernachtung.

Bauer Willi fährt zum Markt.

Nachbar Paul wird eingesargt.

Donnerstag sehr heiß, Gewitter.
Milch wird sauer, Käse bitter.

Bauer Willi fährt zum Markt.

Kornfeld steht vom Guß erstarkt.

Freitag führt ins Wochenende.
Pfarrer hofft auf Orgelspende.

Bauer Willi fährt zum Markt.

Knecht hat Trecker falsch geparkt.

Und nun holt er auch den Spirit noch.
Markttag ist und heute Mittwoch.

Die Vogelscheuche

Die Vogelscheuche wärmt der Rock
von Oberlehrer Pfeifer.
Sie stützt sich schwer auf einen Stock
von Hans, dem Scherenschleifer.

Den Strohkopf ziert ein steifer Hut,
vielleicht auch ein Zylinder.
Der stammt von einem Rittergut
und einem Leuteschinder.

Die blaue Hose, elegant,
gemacht vom besten Schneider,
trug Hauptmann Schmidt im Ruhestand,
auch er verstorben – leider.

So steht die Scheuche recht verschönt
auf weitem Feld und Acker.
Man hat sich wohl an sie gewöhnt –
nicht so ein schwarzer Racker.

Der Rabe Kra mit Glitzerblick
ist heute nicht zu zügeln.
Er landet nah mit viel Geschick
und weit gespannten Flügeln.

Er schwingt sich auf Herrn Pfeifers Rock
und fängt gleich an zu wippen.
Die Scheuche, plötzlich ohne Stock,
sieht man nach vorne kippen.

Da liegt sie nun im feuchten Dreck
mit Hose, Rock, Zylinder.
Der Rabe fliegt zufrieden weg,
dicht über Kuh und Rinder.

Ein Bettler holt vom Hauptmann Schmidt
sich anderntags die Hose
Und nimmt den Rock von Pfeifer mit.
Der sitzt ein wenig lose.

Die Scheuche ist von Stroh ein Rest,
daneben der Zylinder.
Den schleppt der Rabe in sein Nest
und amüsiert die Kinder.

Die Vogelscheuche ist nicht mehr.
Fort sind nun Hut und Kleider.
Zwei Knaben dient der Stock als Speer
noch lang' zur Freude beider.

Das nennt man wohl »Vergänglichkeit«.
Die Vogelscheuche ist verschwunden.
Doch bleiben Hut und Stock und Kleid,
wenn auch nicht zur Gestalt verbunden.



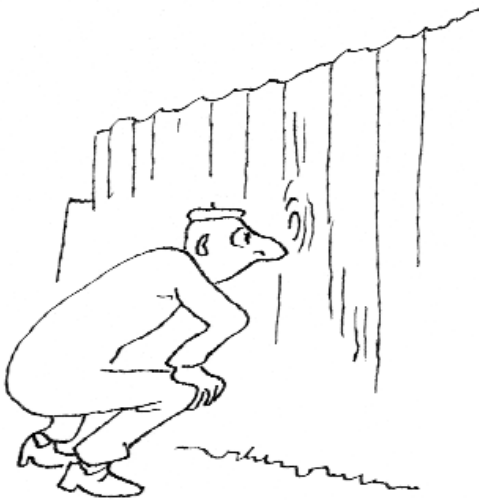
Das Loch im Bretterzaun

Ein kleines Loch im Bretterzaun
vermittelt eine sehr spezielle Sicht.
Man merkt es schon beim ersten Schau'n,
dergleichen sieht man sonstwo nicht.

Das macht, man sieht nur einen Teil.
Was drumherum ist, das fehlt ganz.
Doch kennt man beispielsweise aus dem Schmeil
die meisten Tiere und erkennt den Schwanz.

Auch stellt sich ein gewisses Prickeln ein,
steht man ganz nah an einer Bretterwand.
Vielleicht soll, was man tut, nicht sein.
Ein bißchen ist man wie ein Spanner fast gespannt.

Nun fällt der Blick auf eine Fensterbank.
Man hört, da trällert wer ein Lied.
Sie hat nichts an! Na, Gott sei Dank,
daß sie dich durch den Zaun nicht sieht!



Die Henne und das Loch

Die Henne Herta steht auf weitem Feld.
Kein Mensch, soweit ihr Auge reicht.
Kein Laut, nicht mal ein Hündchen bellt.
Ein Blätterflüstern allenfalls ... vielleicht.

Da ist ein Loch, recht groß und rund.
Die Henne Herta blickt hinein.
Das Loch ist tief und auf dem Grund
liegt heiß und hell ein grüner Stein.

In etwa gleicht er einem Ei.
Die Henne Herta schaut empor,
ob da ein Feuervogel sei,
der eben erst sein Ei verlor.

Die Luft ist klar, der Himmel leer,
kein Vogel weit und breit.
Wie wird ihr Herz da plötzlich schwer!
Ihr tut das grüne Ei so leid.

Da ruft die Frau vom Gartentor.
Die Henne Herta rennt zum Stall.
Zurück bleibt stumm der Meteor.
Er stürzte nächtens aus dem All.

Der alte Hahn

Der Hahn ist wirklich alt und lahm.
Kein Huhn, das ihn noch mag.
Der Bauer, der am Abend kam,
befand: »Dein letzter Tag!«

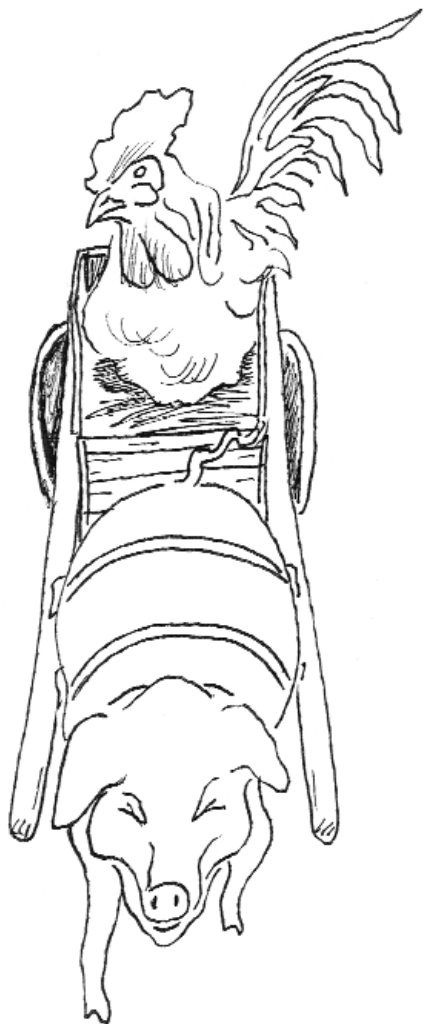
Nachts hat der Hahn dem Schwein gedroht:
»Damit du es nur weißt!
Der Metzger macht dich morgen tot,
danach wirst du verspeist.«

Die Tiere haben für die Flucht
den Wagen requiriert.
Auf geht es nun zur Schweinebucht!
Der Hahn wird sanft kutschiert.

Bevor der frühe Morgen graut,
hat man sich aufgemacht.
Der Bauer schläft mit seiner Braut.
Für beide ist es Nacht.

O Schweinebucht, du schönstes Ziel,
wer jemals dich erreicht!
Doch kommt das Glück erst recht ins Spiel,
gelingt die Flucht vielleicht.

So denkt der Hahn und pickt ein Korn
im Glanz des ersten Lichts.
Das Schwein blickt immer nur nach vorn,
es zieht und denkt sich nichts.



Ameisen

Ich mag sie nicht: die Ameisen.
Selbst die nicht, die nach Australien reisen
wie zum Beispiel die zwei von Ringelnatz.
Sie rennen und krabbeln so hektisch,
als wäre ihr Antrieb elektrisch,
und riechen nach Kaffee-Ersatz.

Sie altern nicht oder welken,
weil sie die Blattläuse melken
und ihnen die Läusemilch schmeckt.
Man sieht sie schleppen und bauen.
Sie treiben es nicht mit Frauen
und sind ganz plötzlich verreckt.

Ob sie auch mal Feste feiern?
Sie alle stammen aus Eiern.
Die legt eine Königin
und schreibt sie danach in Listen.
So sind sie denn Monarchisten
und schufteten ohne Gewinn.

Ich sagte: Ich mag sie nicht leiden.
Zumal sie sich einheitlich kleiden
wie Schüler im Internat.
Man denkt auch an stramme Soldaten,
die schultern Spieße und Spaten
und dienen einzig dem Staat.

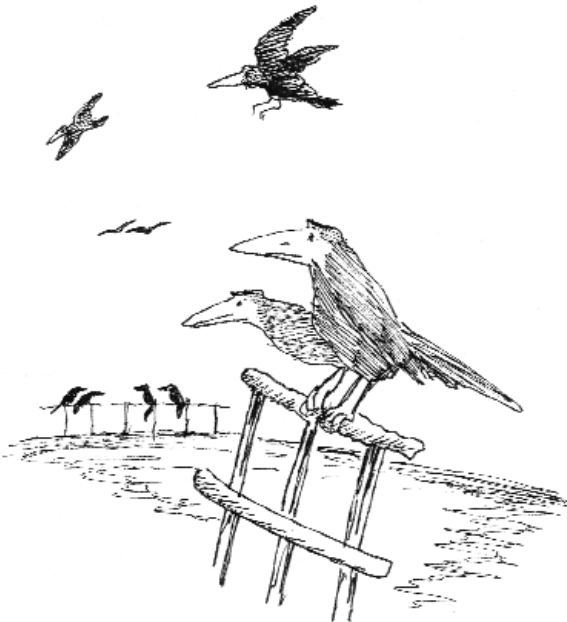
So klein sind sie fast zu bedauern.
Sie sehen nur Berge und Mauern,
doch klettern sie emsig und stur
auf Bohlen, auf Bretter und Steine
und manchmal auf menschliche Beine.
Dort bleibt eine juckende Spur.

Die Krähen

Die Raben, die man sieht, sind meistens Krähen.
Zwar sind sie laut, doch krähen diese Krähen nicht.
Sie krächzen schaurig, wenn die Menschen sie erspähen,
wie damals auf den Galgen und beim Hochgericht.

Auch sind sie heiser von dem vielen Schreien
und von der kalten Luft im Morgengrau'n.
Sie fliegen meist in Schwärmen oder Reihen
und rasten kurz auf Wipfel, Draht und Zaun.

Ob sie nun krächzen, quarren oder schnarren,
das ist im Grunde für uns Menschen ganz egal.
Doch sicher ist, sie halten uns für Narren
und sehen in der Welt ein Jammertal.



Sentimental

Ach, heute bin ich sentimental!
Das liegt am Abendrot oder am Wein.
Ein Bötchen tuckert auf dem Kanal,
zum Horizont wird der schwarz und ganz schmal.
Heut' könnt' ich meinen Feinden verzeih'n.

Die Liebesbriefe kram' ich hervor.
Man schreibt doch einen ziemlichen Stuß.
»Wie ich mein Herz an dich verlor ...«
Und immer knarrte das Gartentor.
Warum nur der Streit und schließlich der Schluß?

Dann später das große, das fremde Land!
Das Heimweh in vielen Kaschemmen ertränkt.
Der Job war gut, doch manchmal brisant.
Der Sessel vom Chef war plötzlich vakant.
Er hatte sich kurz vor der Prüfung erhängt.

Nach dieser Pleite wieder daheim.
Das Häuschen hier – ich hatte gespart.
man geht allmählich ganz aus dem Leim
und grübelt und macht sich wohl seinen Reim,
verschüttet den Wein und wäscht sich den Bart.

Ich wünsche mir eine Bestattung am Fluß.
Ja, heute bin ich sentimental.
Es fehlt was, zum Beispiel Lebensgenuß.
Man tut nur noch, was man unbedingt muß,
am Ende ist einem alles egal.

IV

Der Weiher blickt so weihevoll

Frühling

Die Knospen sind so hart und prall
und schürzen rote Lippen.
Die Drosseln schwatzen, Schmelz und Schwall,
sie hüpfen wie ein Gummiball,
und ihre Schwänze wippen.

Ein schlankes Mädchen flicht den Zopf.
Er reicht ihr bis zur Hüfte.
Sie neigt den kleinen Puppenkopf,
betrachtet sich im Suppentopf
und atmet Zwiebeldüfte.

Der alte Mann am Bretterzaun
lockt seine weißen Hühner.
Der Hahn stolziert in Rot und Braun.
Er mag dem alten Mann nicht traun.
Das Feld wird grün und grüner.

Am Abend kommt ein Wind daher.
Das Mädchen spielt am Mieder.
Der Alte preßt den Atem schwer.
Der Wetterhahn schwankt hin und her,
der Kirschbaum auf und nieder.

Sommer

Der Sommer ist ein Paukenschlag.
Er dauert einen heißen Tag
und viele schwüle Nächte.
Der Sommer ist ein Paukenschlag.
Die Jungfrau stirbt im Rosenhag,
weil sie die Liebe schwächte.

Der Trommler kommt mit hartem Gang.
Die Ziege flieht zum Wiesenhang,
die Kette ist zerrissen.
Der Alte auf der Gartenbank
erhebt sich mühsam zum Empfang
und würgt am letzten Bissen.

Der Große mit dem Helm aus Gold
schlägt auf das Feuerrad, das rollt
hin bis zu Klosterpforte.
Der Große mit dem Helm aus Gold
steht lange, und das Trommeln grollt,
löscht Schreie aus und Worte.

Der Sommer ist ein Paukenschlag.
Der Trommler kommt mit hartem Gang.
Der Goldhelm leuchtet einen Tag
und glüht dann viele Nächte lang.

Herr Sommer

Die Dame lächelte gequält:

»Ihr Händedruck ist heiß!«

Herr Sommer sprach: »Was heiß ist, zählt.

Und glauben Sie: Ich weiß!«

Die Dame flüsterte erregt:

»Der Handgriff war nicht fein!«

Herr Sommer sagte unbewegt:

»Gut so! Das mußte sein.«

Die Dame lag ermattet da,
wie an den Strand geschwemmt.

Herr Sommer sah, was ihr geschah,
stand auf und schloß sein Hemd.

Herbst

Wenn du die reifen Frauen lobst,
dann schenken sie dir reifes Obst
und lächeln ganz versonnen.
Die weiche Frucht, der weiche Leib,
erinnern dich an manches Weib,
an Wollust und an Wonnen.

Es bleibt dir nur ein Kern, fast schwarz,
und eine Klebespur von Harz,
ein kleiner, krummer Stiel.
Auch der Geschmack in deinem Mund
wird Bitterkeit in raschem Schwund
und ist wie ein Verlust im Spiel.

Das bunte Blätter-Aquarell
vertrocknet blaß und schwindet schnell –
ermattendes Gepränge.
Die alte Frau, die Wäsche hängt,
steht zwischen Ästen eingezwängt.
Zeit zieht sich in die Länge.

Wintertag

Schneeflocken kommen ins Gedränge.
Die weiße Hand zeigt sich verkrampft.
Aus dünnen Bäumen wird Gestänge.
Das Schlittenpferd verharrt und dampft.

Da geht ein Mann, der lautlos stampft,
ihn überholt die Schattenlänge.
Das Schlittenpferd mit Maulsack mampft.
Die Krähenschar besetzt die Ränge.

Die Stille im geflickten Kleid
macht sich im Stadtpark lässig breit
und duldet nur noch weiße Schwäne.
Die Wege decken Krepp und Filz.
Der Kiosk wird ein spitzer Pilz.
Das Schlittenpferd zeigt gelbe Zähne.

Nebel

Als wäre der Mund verstopft
mit einem Knebel,
die Kehle gepfropft
im Nebel!

Alles steht da, wie in Watte gepackt,
mag sich nicht regen,
als würde es demnächst eingesackt,
fremden Orten entgegen.

Schatten um Schatten schleicht,
Kommen und Gehen.
Ob jemand ein Ziel erreicht,
kann man nicht sehen.

Fahren die Wagen heran zum Transport?
Hörst du das Klopfen?
Sag' nichts, am besten kein Wort!
Auf die Stirn fallen Tropfen.

Sturm

Mit Eisenschuhen rennt er übers Dach
und kreischt wie eine Säge.
Die Ginstersträucher liegen flach
auf grauer Bahndamm-Schräge.

Der Sturm umkreist das Haus und schlägt
mit starken Eisenruten.
Der Bach, der schwarze Äste trägt,
bedrängt den Damm mit Fluten.

Er hat den toten Baum verschluckt.
Das Stellwerk reckt sich finster.
Am Bahndamm schleicht ein Mann geduckt,
und gelblich flammt der Ginster!

Daß man nur dumpfes Toben hört,
nicht einmal Kirchenglocken!
Die Fernsehsender sind gestört.
Wir bleiben trotzdem hocken.

Der Mond I

Der Mond, von den Poeten oft besungen,
ist, wie man weiß, aus Leichtmetall.
Wär' er aus Glas, er wäre längst zersprungen –
Meteorit von Fall zu Fall.

Nun hat er Scharten und auch Schrunden.
Raketen und Kometen fliegen überall.
Wär' er aus Fleisch, er hätte viele Wunden
und würde niemals rund und prall.

Man muß den Mond nicht eben lieben.
Was mir gefällt, ist, daß er silbern glänzt.
Mal wirkt er schlank, fast abgetrieben,
mal dick, weil er sich ja ergänzt.

Mal eine Lampe unter vielen Lichtern,
mal eine Rune, nur so hingetuscht.
Bewundert von entzückten Dichtern,
wenn er durch Wolkenschleier huscht.

Ich werde irgendwann ein Mondlied schreiben.
Dann gibt es von dem Mond ein neues Bild.
Doch laß' ich das im Augenblick noch bleiben;
denn heute abend wird im Park gegrillt.

Der Mond II

Daß er noch immer scheint,
obwohl zuschanden gesungen!
Man möchte meinen, er weint
und schreit aus vollen Lungen.

Mondlieder in tausend Zungen:
der Mond, von Sternen umblümt,
gelobt von Alten und Jungen,
und nun literarisch berühmt.

Sein Silberlicht auf dem Sarg schon,
der feierlich prunkt und schimmelt.
O Mond, mir sagt jetzt mein Argwohn,
du wirst allzu gern angehimmelt!



Der Weiher

Der Weiher blickt so weihevoll,
gerühmt von vielen Dichtern.
Der Wind singt ihm ein Lied in Moll
und spielt mit seinen Lichtern.

Der graue Abend aber spinn
ihm einen zarten Schleier.
Wo in das Schilf ein Bächlein rinnt,
steht schlank und still ein Reiher.

Ein Bild in Silberfiligran,
doch etwas ausgeleiert.
Käm' jetzt zum Leierklang ein Schwan –
es wär' kein Grund, daß man das feiert!



In der Fremde daheim

Manchmal in der Fremde hat man das Gefühl:
Hier ist man doch schon einmal gewesen.
Zwar die Hausfassaden lassen kühl,
doch die Kneipe dort mit spiegelblankem Tresen
lockt dich an: Tritt ein als Gast!
Und du bist zuhause – fast.

Oder dieser Platz mit Postament
und verkrüppelten Platanen.
Das ist Stille gegen jeden Trend,
beispielsweise Lärm von Autobahnen.
Auch der Alte auf der Bank
sitzt da wohl schon stundenlang.

Wund're dich nicht allzu sehr,
ruft da jemand: »Hallo, Walter!
Sag' mal, wo kommst du denn her?
Und wie geht's, was treibst du, Alter?«
Nimmt die ausgestreckte Hand!
Der hat dich sofort erkannt.

Zwar, du weißt nicht, wer er ist,
und du heißt an sich auch Werner.
Die Enttäuschung machte trist,
nichts liegt dir zur Stunde ferner.
»Trinken wir ein kleines Bier?«
»Wo denn?« »Na, doch sicher hier!«

Und der dicke Gastwirt nickt
hinter spiegelblankem Tresen.
Wer hat dich hierher geschickt?
Du bist schon mal dagewesen.
Bald gibst du noch einen aus,
und dann bist du ganz zuhaus.

Reisepläne

Ich sitze hier und esse Keks
und wär' so gerne unterwegs,
genau gesagt: auf Reisen!
Doch geht mir einmal alles schief,
dann reagiere ich passiv.
Nur die Gedanken kreisen.

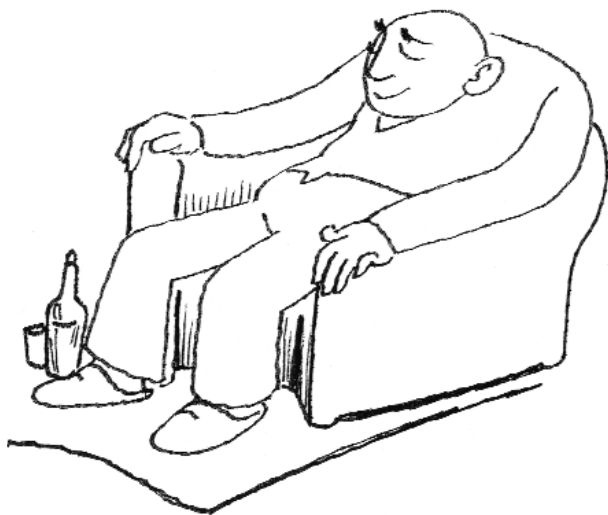
Mein Geist kreist über Bonn und Brühl,
gemischt mit Sorgen und Gefühl.
Doch langsam keimt ein Hoffen.
Noch oberhalb des Laacher Sees
blickt er von Andernach bis Rees.
Das Rheinland steht ihm offen.

Der Rhein bei Köln ist fast ein Strom.
Am Ufer ragt der Kölner Dom
und riecht nach Schokolade;
das macht der Ludwig nebenan ...
Man feiert Karneval sodann
mit Lärm und Maskerade.

Da kriegt mein Geist »dat arme Dier«.
Er dreht drei Runden oder vier
und fliegt geschwind nach Hause.
Jetzt ist er seinen Ausflug leid,
das war fast eine Strafarbeit –
nun braucht er eine Pause.

Ich sitze hier und esse Keks.
Mein Geist beschwört mich: Überleg's
dir gut mit Reiseplänen!
Das kostet und ist unbequem.
Das traute Heim ist angenehm.
Da muß ich mehrfach gähnen.

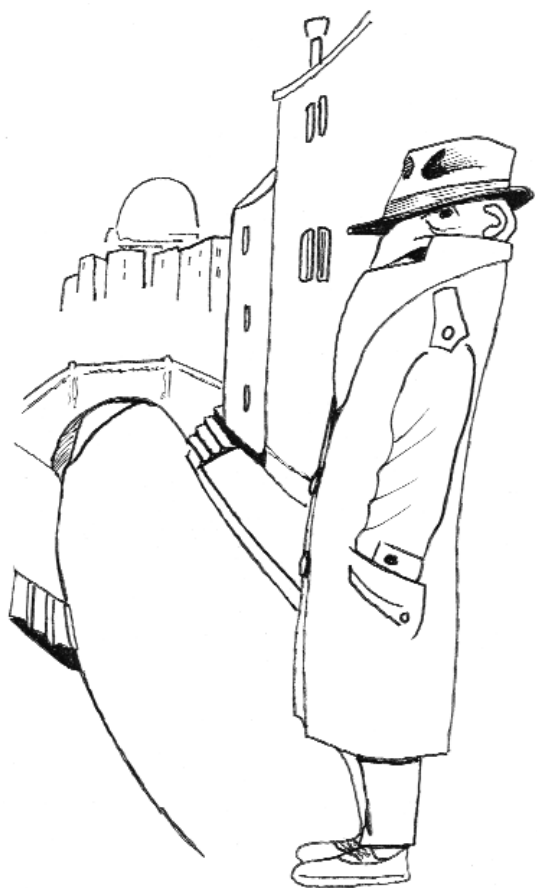
Ein Schläfchen scheint mir angesagt.
Ein Wagnis wird heut' nicht gewagt.
Die Ziele mögen warten!
Doch irgendwann, das ist mir klar,
geht es nach Pemba, Sansibar,
nach Pellworm und Putgarten.



In Venedig

Venedig lockt mich immer neu zum Morden.
Nur keine Angst! Ich werde es nicht tun.
Doch sehe ich bei Nacht maskierte Horden,
dann fühle ich mich nicht mehr ganz immun.
Da sind die Winkel und die schmalen Gassen,
und leise gluckst das Wasser im Kanal.
Hier könnte man schon schlimme Pläne fassen
mit starkem Strick und spitzem Stahl.
In mancher Ecke gibt es kein Entweichen.
Ein Griff, ein Stich und nicht gewehrt!
Ins schwarze Wasser tauchen tief die Leichen,
wenn man sie fesselt und mit Stein beschwert.
Dann lehnt man friedlich an der kleinen Brücke,
und jede Gondel wirkt nun wie ein Sarg.
Die meisten Toten hinterlassen keine Lücke,
und bei Touristen ist es eh nicht arg.
Auch ist die Stadt als solche sehr vergänglich.
Die Wand zerfällt und sinkt zum Meeresgrund.
Das macht fürs Sterben recht empfänglich;
Venedig ist im ganzen moribund.
Es ist hier wirklich leicht zu morden.
Der Auftragsmord wird immer gut bezahlt.
Ein Killer bin ich aber nie geworden.
Ich hab' mir nur die Taten ausgemalt.

Wenn ich auf meiner Weiterfahrt dann döse,
den Kopf gelehnt ans Fensterglas,
dann fühle ich mich wohl ein bißchen böse,
und – nur im Traum! – macht mir das Spaß.



In Wien

Ich wäre gern in Wien gestorben.
Jedoch es hat nicht sollen sein.
Zwar war der Kabeljau verdorben,
und viel zu sauer war der Wein.
Da hat man mir im Stadt-Spital
den Magen ausgepumpt zweimal.
Danach war ich drei Tage schwach,
blieb im Spital und lag dort flach.
Zum Sterben hat es nicht gelangt.
Dafür hab' ich mich nicht bedankt.

Ich wäre gern in Wien gestorben.
Dort bin ich meistens melancholisch.
Als Dienstmann hab' ich mich beworben,
doch war mein Atem alkoholisch.
Nun helf' ich aus beim Biertransport
und werte das als Leistungssport.
Ans Sterben mag ich nicht mehr denken.
Wien zeigt sich freundlich, nicht morbid.
Wenn Mädchen mir ein Lächeln schenken,
dann summe ich ein Wiener Lied.

Das Leben hat mich fest am Haken.
Der Tod steht abseits, teilnahmslos.
Dann geht er fort, gehüllt in Laken.
Sein Abgang theatralisch – groß!

Das Unglück

Kaum Bäume, graue Kabachen,
das Meer ist nicht weit.
Die Frauen sitzen und wachen,
die Töpfe stehen bereit.

Die Frauen sitzen und wachen,
schwarz ist das Kopftuch und Kleid.
Die Kinder mögen nicht lachen.
Die Stuben füllt Dunkelheit.

Die Kinder mögen nicht lachen.
Die Katzen umstreichen den Herd.
Die Frauen sitzen und wachen.
Kein Mann ist vom Strand heimgekehrt.

Kaum Bäume, graue Kabachen.
Ein Boot nur, geflickt und geteert.
Warum nicht ein Feuer entfachen?
Die Katzen umstreichen den Herd.

Warum nicht das Leuchtfeuer setzen?
Noch hocken die Alten beim Bier.
Sie murmeln von Fischen und Netzen
und großem Fang im Revier.

Was soll man noch Leuchtfeuer setzen?
Die Schiffe wurden zum Wrack.
Die Segel gingen in Fetzen.
Versenkt die Männer im Sack!

Schiffbruch

Der Tintenfisch am Inselstrand
vergoß drei große Tränen.
Ich löste von der Stirn das Band,
das Haar fiel nun in Strähnen.

Die Tränen und der Federkiel,
das Band von meinen Schläfen ...
Wie kommt die Nachricht an ihr Ziel
in weit entfernten Häfen?

Drei Tränen für ein SOS.
Ich rief die zahme Taube,
Das Band mit Schleife trug sie keß
am Kopf wie eine Haube.

Der Tintenfisch liegt ausgebleicht.
Der Wind reißt an den Haaren.
Er trägt die weiße Möwe leicht
und ferne Vogelscharen.

O Schleifenband, o Tintenfisch!
Was wurde aus dem Boten?
Das Meer bereitet mir den Tisch
mit Trümmern und mit Toten.

Vor dem Unwetter

Die Bäume ragen auf gleich hohen Rängen.
Wenn sie dir Schattenkühle spenden,
dann spürst du, wie sie Mäntel um dich hängen
und dir ein Zeichen leiser Trauer senden.

Die Mäntel sind wie Samt und Seide,
umwehen dich wie dunkle Fahnen.
Doch kannst du eine scharfe Messerschneide
im Faltenwurf der Stoffe ahnen.

Ein blankes Messer, das die Luft zerschneidet
und töten will vor vielen Zeugen.
Der Stich gilt dem, der wortlos leidet,
vor großen Bäumen, die sich feierlich verbeugen.

Rast

Die großen Blätter decken mich als Schattenhände.
Die Zweige über mir vergittern grüne Wände.
Noch höher: Blau – es färbt sich tiefer.
So hingelagert seh' ich träge
ein gelbes Haus mit heller Schräge.
Wie gleißt auf seinem Dach der Schiefer!

Im hohen Blau blitzt das Gefieder
des Vogels, und er sinkt hernieder,
verschwindet wie ein Licht im Dämmer Schatten.
Ein ferner Schrei steigt auf und splittert.
Das Blattwerk über mir bleibt dicht vergittert.
Wie gleißen auf dem Dach die Schieferplatten!

Heißer Sommertag

Der krumme Strauch mit Krallenzweigen
und wenig Blattwerk, rauh und trocken,
übt im Gestrüpp den Wegandreigen
und lockt mit grauen Schafspelzflocken.

Ein alter Mann, gekrümmt der Rücken,
schlägt eine Sichel in die harten Ranken,
reißt sie empor und blickt durch dunkle Lücken
und starre Stauden auf die Böschungsflanken.

Die Hitze schwillt, die Zeit der Nattern
läßt Blüte, Blatt und Hahn vergilben.
Die blassen Falter, die jetzt aufwärts flattern,
vergehen wie des langen Seufzers letzte Silben.

Zur Stadt

Die Schrift des Windes auf der Schneeverwehung,
aus der ein Ginster wie mit Silberstiften sticht.
Die bleichen Zeichen sind in der Entstehung
schon so verloren wie das Tageslicht.

Der Atem stolpert durch die starren Gassen
der Winterbäume auf dem Weg zur Stadt.
Die ersten Häuser, kaum erreicht, verblassen
wie Hieroglyphen auf dem Zeitungsblatt.

Dann ragen dicht gedrängt Fassaden.
Eiszapfen klopfen im Diktat.
Am großen Platz der Bastonaden
wacht schwer bewehrt ein Fremdling und Soldat
Die Menschen flüchten in die Kolonnaden.
Das Mahnmal trauert hinter Stacheldraht.

V

Wenn ich die ersten Zeilen klau'
und auf die Phantasie vertrau'

Herbst

(nach Theodor Fontane)

*O du wunderschöner Herbst,
wie du die Blätter golden färbst!*
Der ganze Wald ein Krönungssaal!
Doch weil du auch die Felle gerbst
und Stiel und Stengel bräunlich kerbst,
verschmäh' ich dein Versöhnungsmahl.

Man ahnt den Sturm mit seinem Stoß.
Der Baum, dann kahl, der Berghang bloß –
erwarten Winterdecken.
Der Bauer läßt die Hunde los
und tritt hinaus, vermummt und groß,
für Fuchs und Reh ein Schrecken.

Sommerfrische
(nach Joachim Ringelnatz)

Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß.
Verbirg es rasch in einer kleinen Schachtel.
Geh' durchs Getreide, Weizen, Mais
und höre auf den Ruf der Wachtel.

Mag sein: Die Wachtel ist ein Feldfasan.
Egal, es ist die Stimme der Natur.
Wird das Getreide dir zu hoch, so brich dir Bahn
und schwenke deinen Hut mit Wickenschnur.

Du sollst nicht singen, sondern besser schweigen.
Sei auf der Wanderschaft Betrachter und auch Hörer.
Denn darin ist Natur recht eigen.
Sie haßt den Lärm und jeden Störer.

Und schließlich darfst am Ackerrain du sitzen.
Laß dann das zarte Wölkchen gnädig frei.
Still, während Bienenflügel dich umblitzen,
zieht es mit weißer Lämmerschar vorbei.

*Einsamer nie –
(nach Gottfried Benn)*

Einsamer nie als im August
war mir der Garten, war mir das Haus.
Irgendwie hab' ich das immer gewußt:
Irgendwann ziehen die Jungen hier aus.

Irgendwann gehen die Jungen, und ich
sitze frierend am kalten Kamin.
Letzte Beschwörung von Uns, Du und Ich
wird mir zum lästigen Spleen.

Rede und Rausch, selbst der Traum
in der Gestalt des Gedichts –
fortgenommen am Mantelsaum,
Staub zu den Schluchten des Nichts.

Auf Sommers Grill
(nach Peter Rühmkorf)

Auf dem Grill des Sommers hingebreitet
schwillt der Wolkenfisch in Kräuterbutter.
Während rauhes Volk im Ginster streitet,
streut der Dünenwind Studentenfutter.

Eingetaucht in deine Schlummerbeuge,
heiß die Zunge zwischen heißen Lippen,
wünsch' ich, daß ich ohne Kummer zeuge,
aufgerichtet an den Felsenklippen.

Kommt die Zeit, da wir am Strand versanden,
schließt die Muschel meine Nasenlöcher.
Alles, was wir haben, kommt abhanden.
Nur der Leuchtturm leuchtet noch und nöcher.

Liegenbleiben! Selbst wenn Exkreme
frecher Möwen brennen dir wie Senf.
Irgendwann mit satter Rente
trödelst du im Alterssitz in Genf.

Schatten fallen schon auf alle Uhren,
und die Nachtstandarte färbt sich schwarz.
Auf den Bojen schaukeln die Lemuren,
und ihr Grinsen klebt wie Harz.

Sommernacht

(nach Theodor Storms Sommermittag)

Nun ist es still um Hof und Scheuer.

Der Müller schläft schon wie ein Stein.
Kommt nach der Nacht ein Tag, ein neuer,
dann schürt er rasch das Ofenfeuer
und schenkt sich heißen Kaffee ein.

Doch wird die Nacht noch lang' verweilen.

Es schnarchen Müller und auch Knecht.
Die Frauen, die das Lager teilen,
entschlüpfen lautlos und beeilen
sich zu entwischen. Jetzt erst recht!

Im Schatten einer Linde sitzen

Zigeuner, braun und stark die Brust.
Man sieht, wie ihre Augen blitzen.
Die Frauen, die sich rasch erhitzen,
vergehen schier in Liebeslust.

Man hört Gekicher und auch Stöhnen,

dann Schritte, schleichend und entfernt.
Die Kuhmagd mit dem Zopf, dem schönen,
seufzt: »Wie uns diese Kerls verwöhnen!
Ich habe wieder was gelernt.«

Der Hütejunge in der Stallung,

er hofft vergeblich auf die Magd.
Noch immer ist sein Blut in Wallung.
Dann sinkt er auf die Häckselballung,
und seine Libido versagt.

Hochsommernacht
(nach Christian Morgenstern)

Es ist schon etwas, so zu liegen
auf einer schönen Sommerwiese,
vorausgesetzt, daß nicht vermiese
ein Krabbeltier das süße Biegen
der Glieder oder flinke Fliegen
erreichen, daß man heftig niese.

Jedoch es haben die Insekten
ein Anrecht auch auf das Gelände,
und stechen sie in deine Hände,
die leider nicht in Taschen stecken,
in Ohren auch, die unbedeckten,
dann flüchte dich in die vier Wände.

Dies ist dein Heim, hier kannst du liegen
auf einem Sofa, und die Kissen,
die deinen Leib schon lang vermissen,
beginnen, sich nun anzuschmiegen.
Und auch am Fenster die zwei Fliegen,
sie werden dich zu schonen wissen.

Sibylle des Sommers
(nach Peter Huchel)

September schleudert die Waben des Lichts.
Da dröhnt es von goldenen Bienen.
Sibylle sieht sie blassen Gesichts.
Die Sonne hat lange geschienen.
Sie stemmt in den Bach den kralligen Fuß
und reißt an den Zweigen der Weiden.
Mit einem pfeifenden Peitschengruß
beginnt sie, die Luft zu zerschneiden.
Die Bäume stöhnen mit flatterndem Laub.
Der Bach wiegt die toten Insekten.
Aus morschem Holz fliegt der Honigstaub,
den Bärenzungen nie leckten.
Zerfallen die reichen Waben des Lichts,
verschwunden die goldenen Bienen.
Die Bitterkeit des verfrühten Verzichts
beschattet nun alle Mienen.

Sommersneige
(nach Georg Trakl)

Der grüne Sommer ist so leise.
Die grünen Jungen sind so laut.
Ein jeder macht auf seine Weise
die Zeit und Welt mit sich vertraut.

Versilbert weht das Haar der Greise,
und jäh mit silbernem Gebein
beginnt der Tod die dunkle Reise
und kehrt in viele Hütten ein.

Der Gasthof streut die roten Lichter
vom Kirchplatz in die blaue Nacht,
und in den Stuben die Gesichter
sind wie vom Feuer angefacht.

Prälaten tragen Meßgewänder,
gefaltet wie ein Kartenspiel.
Die Witwe streichelt das Geländer
und stützt sich auf den Besenstiel.

Die Nacht beschwört mit bleichen Zeichen
und löscht das Grün der Wiese aus.
Im Spritzenhaus erwarten Leichen
die letzte Fahrt mit Kranz und Strauß.

Sommerabend

(nach Rainer Maria Rilke)

*Die große Sonne ist versprüht.
Jetzt sprüht die Wasserdüse,
und während die Laterne glüht,
der Gärtner schweigend sich bemüht,
wächst tropfennaß Gemüse.*

Der Rosenstock reckt sich empor,
doch seine Blüten neigen
sich dankbar hin zum Gittertor.
Dort kommt ein roter Schlauch hervor.
Man hört das Wasser steigen.

Die Stunde

(nach Hermann Hesse)

*Es war noch Zeit; ich konnte gehn,
und alles wäre ungeschehn.
Doch irgendetwas hielt mich fest,
der klare Schnaps gab mir den Rest.*

Es mußte sein. Ich nahm das Beil.
Am Vertiko blieb nichts mehr heil.
Ich haßte es seit langer Zeit
wie meine Tante Adelheid.

Das war für mich der Härtetest.
Fort war der Druck, der mich gepreßt,
mein ganzes Leben wie befreit
von schwerer Last der Jugendzeit.

Fremde Stadt

(nach Hermann Hesse)

*Wie das so seltsam traurig macht:
Ein Gang durch eine fremde Stadt.
Man sucht sich ein Quartier zur Nacht,
obwohl man kaum Moneten hat.*

Man klopft verzagt am Kolpinghaus
und wird fast wie ein Hund verjagt.
Die Dinge sehen traurig aus,
wenn man am Hungertuche nagt.

Im Stadtpark wartet eine Bank,
im Abfallkorb ein Butterbrot.
Da flüstert man ein »Gott sei Dank!«
und schläft auf dieser Bank wie tot.

Ich habe nichts mehr ...
(nach Hermann Hesse)

*Ich habe nichts mehr zu sagen,
ich habe alles gesagt.*
Nun hör' du auf zu klagen,
du hast genug geklagt.

Die Liebe ist zerschlagen
wie manches Porzellan.
Ich nehm' den neuen Wagen,
du nimmst die Straßenbahn.

Sind wir erst mal geschieden,
dann kehrt die Ruhe ein.
Ich bin schon jetzt zufrieden,
mal ganz allein zu sein.

Gleichnisse
(nach Hermann Hesse)

Meine Liebe ist ein stilles Boot.
Doch das Boot ist leider leck
und versinkt im Schilfversteck.

Meine Liebe ist ein jähes Licht.
Es erlischt wie im Verzicht,
wenn ein großes Dunkel droht.

Meine Liebe ist ein krankes Kind.
Und man weiß ja, wie die Kinder sind,
mal verzärtelt, mal verroht.

Erinnerung
(nach Hermann Hesse)

*Ich weiß nicht mehr, wie alles kam,
nur daß ich stummen Abschied nahm
und ging.*

Du standst am Tor und sahst mir nach,
und etwas in der Hand zerbrach:
der Ring.

Am Abend, gegen acht vielleicht,
hat mir ein Wirt den Krug gereicht:

»Nun trink!«

Die Tochter hat mich angelacht
und gab mir heimlich dann zur Nacht
den Wink.

Die Nacht war schön, die Nacht war gut,
doch morgens nahm ich meinen Hut
und ging.

Ich war ein loser Schmetterling,
verliebt in manches hübsche Ding
mit Lust.

Nun bin ich lange nicht mehr jung.
Nichts bleibt als die Erinnerung
und Frust.

Ich bin an sich das Leben leid.
Doch sag' ich mir von Zeit zu Zeit:
Du mußt!

Sommerruhe

(nach Hermann Hesse)

*Der Wind ruht in den Ästen
und schaukelt sich müde nur.
Ich bin mit vielen Gästen
im Bad zur Gallenkur.*

Man schlürft die laue Lauge,
die schmeckt fast nach Urin.
Da trübt sich manches Auge,
man sucht nach Aspirin.

Dann geht man hundert Schritte
und wird schon matt davon.
Im Kurpark in der Mitte,
da steht ein Pavillon.

Dort spielt ein greiser Geiger
mit seinem blinden Sohn.
Die Uhr tickt ohne Zeiger ...
das ist das Ende schon.

Sommer

(nach und gegen Wolfgang Weyrauch)

Ginster, gelb, aber fahl

vom November, der droht.

Na, nun warte doch mal!
Leuchten die Rosen nicht rot?
Prunken nicht immer noch Garben
später Ernte wie Gold?
Wechseln nicht tausendfach Farben,
wie von Künstlern gewollt?

Und von wegen November!
Tanzt nicht der Mückenschwarm?
Vorher kommt der September.
Der ist nicht selten schön warm!

VI

Humor sucht sich
die tiefsten Stellen

Der Philosoph und das Lachen

»Ich lache nie!« so spricht der Philosoph,
»denn Lachen kündigt von Entsetzen
bei Tatbeständen, die Tabus verletzen.
Das ist für mich im ganzen hypertroph.«

»Ich lache nie, entweiche damit Seitenstichen.
Wenn and're sich verwirrt nicht fassen,
so reagiere ich gelassen.
Ich kenne diese Welt und bleibe ausgeglichen.«

»Das Lachen, meistens laut, ja dröhnend,
bereitet dem Gehör gar viel Verdruß.
Ein stilles Lächeln aber kann versöhnend
die Seele glätten bis zum Schluß.«



Kluge Menschen, wenn sie lachen

Kluge Menschen, wenn sie lachen,
lachen kurz und überheblich.
Scherz und Spaß sind Nebensachen
und im Lebenskampf vergeblich.
Deshalb reicht ein kurzes Zischen,
um die Späße wegzuwischen.

Kluge Menschen, wenn sie schmunzeln,
zollen kurz dem Witz Tribut,
fragen dann mit Stirnerunzeln:
»War denn die Pointe gut?«
Meist bleibt ein Geschmack ganz fade,
und ihr Urteil lautet: »Schade!«

Kluge Menschen, wenn sie kichern,
finden eine Story »sündig«.
Um die Wertung abzusichern,
sprechen sie von »hintergründig«.
Generell kommt der Humor
bei den Klugen selten vor.

Denn Humor will nicht nur Köpfchen,
sondern Seele und Gemüt.
Immer fließt ein Wermutströpfchen
in den Trunk, der kräftig sprüht,
und tief wie ein Bodensatz
hält Melancholie den Platz.

Humor

Humor sucht sich die tiefsten Stellen
in Menschenseelen – sozusagen.
Wo Heiterkeit und Trauer sich gesellen
und gegenseitig dulden und ertragen.

Nun gibt es Menschen, die fast ohne Seele sind.
Man möchte sagen: Ihre Seele ist ganz flach.
Nur wenn genügend Schnaps durch ihre Kehle rinnt,
dann wird die Lustigkeit in ihnen wach.

Doch diese Lustigkeit entspricht mitnichten
Humor und seinen weiten Dimensionen.
Humor dringt, wie gesagt, in tiefste Schichten,
wo Heiterkeit und Trauer beieinander wohnen.



Das Sinngedicht

Sinn verdankt sich schlüssiger Begründung –
so, daß ein Geschehen sich im nachhinein bewährt.
Etwa wie Impuls bei einer Zündung
deutlich macht, warum das Auto fährt.

Sinn verbirgt sich beispielsweise nicht in Steinen
und auch nicht in einem Wolkenfeld.
Denn die Dinge haben eben keinen.
Sinn liegt in der Zahlung, nicht im Geld.

Sinn blitzt auf in Diskussionen.
Jemand sagt: So macht das Sinn!
A priori steckt er in den Religionen,
die ihn hüten als Geheimnis und Gewinn.

Manche suchen auch, mit Sinn zu füllen,
was als wertvoll oder groß erscheint.
Später werden andere enthüllen,
daß die hohle Form den Sinn verneint.

Solche, die von »Sinn in Krise« sprechen,
haben morgens schon den Leib voll Blei.
Wenn sie sauertöpfisch ihren Kopf zerbrechen,
zieht das Leben frohgemut vorbei.

Hütet euch vor denen, die den Sinn erst stiften!
Hinter dem Bemühen steht die List,
Meinung zu erzeugen, dann vergiften.
Sinn, den schafft man nicht, wo er nicht ist.

Lyrik

Lyrik geht mir manchmal auf den Geist.
Beispielsweise, wenn sie lobt und preist.
Oder wenn sie trübe klagt.
Oder wenn sie Weises sagt.
Einmal nur ein Denkergebnis.
Einmal nur Naturerlebnis.
Dann Struktur moderner Mode.
Dann die antiquierte Ode.
Freie Rhythmen und zumeist
kurze Prosa, und das heißt:
Echte Lyrik als Gedicht
findet sich in ihnen nicht.

Wißt ihr denn, was mir gefällt?
Was sich nicht im Rahmen hält,
dabei nicht die Grenzen sprengt,
heiter-leicht, nicht angestrengt,
eher munter und beschwingt,
wie man mit den Kindern singt.
Oder sagen wir: vergleichbar ...
Meint ihr wohl, das sei erreichbar?

Belehrung

»Sie lassen sich vom Reim verführen!«
beanstandet mein Gegenüber.
»Den Dichter sollten die Dinge rühren,
er sollte Schwingungen hören und spüren.« –
Mein Auge wird trüber.

»Sie lassen sich zum Reimen verleiten!«
beharrt mein Tischgeselle.
»So müssen Ihnen Begriffe entgleiten,
statt Klarheit Nebel von allen Seiten!« –
Und wenn ich die Zeche prelle?

»Das Reimen muß reine Dichtung verderben«,
der Kerl hebt den Finger,
»wie wollen Sie Klopstock und Krolow beerben,
wenn Sie nicht Sinn für Tiefe erwerben?«
Nanu, wo ist Klinger?

Literatur-Reparatur

»Kann man Gedichte reparieren?«

»Na, das kann nicht jeder.
Man muß Literatur studieren
und geübt sein mit Tinte und Feder.«

»Du meinst, selbst Dichter sein und schreiben?«

»Gernhardt zum Beispiel macht Verse besser,
ohne es dabei zu weit zu treiben.
Hinterher sind sie klarer und kesser.«

»Doch darf man das auch bei Goethe und Heine?
Ist da nicht jede Mühe verschwendet?!«

»Das zeigt sich nachher, weißt du, ich meine
>klassisch< heißt noch nicht schlechthin >vollendet<.«

Das Gehirn und ich

Professor Roth hat mich belehrt:
Es gibt ein Gegenüber,
das sich in mir versagt und wehrt,
sich manchmal gar nicht um mich schert,
mal munter macht, mal trüber.

Zwar sitzt es hinter meiner Stirn,
zwar kann ich mit ihm denken,
doch will ES – nämlich das Gehirn,
wenn die Gedanken heftig schwirr'n,
auch diese einmal lenken.

Nur eingeschränkt bin ich der Chef,
kann dem Gehirn befehlen,
zum Beispiel, daß ein Liebestreff
vereinbart wird aus dem Effeß
und Wünsche mich beseelen.

Doch manchmal wird im Kopf verdrängt,
was eben noch beschlossen.
Dann ist ein Mensch vielleicht gekränkt.
Am Rosenstock die Blüte hängt,
weil sie nicht mehr begossen.

»Letztendlich«, sagt Professor Roth,
»sind sie IHM überlegen.
Sie denken, ob Ihm Schaden droht.
Sie fragen sich, ob nach dem Tod
sich noch Gedanken regen.«

»Noch lebend sind Sie stets zu zweit,
das gilt es zu beachten.
Sie selbst bestimmen Ihre Zeit.
Doch das Gehirn sieht manchmal weit,
noch weiter, als Sie ... dachten.«

Abendlied (Senioren-Song)

Die mir noch gestern blühten,
sind heute schon in Tüten
und bald als Tee verkauft.
Siehst du den Mond dort stehen?
Er mag nicht weitergehen,
er rastet und verschnauft.

Da setzt man sich wohl nieder
und denkt an alte Lieder.
Wie ging die Melodie?
So vieles ist vergessen,
auch Namen und Adressen
und »r quadrat mal pi«.

Du mußt nicht länger grübeln!
Man wird's dir nicht verübeln.
Du bist ja Pensionär.
Wo die Senioren wohnen,
das sind noch drei Stationen
vom Stadtpark ungefähr.

Im Heim die alten Brüder,
die werden zeitig müder
und sind im Bett doch wach.
Sie mögen sich wohl quälen
und viele Schafe zählen.
Du hörst ganz leise Bach ...

Rat an einen Alten

Fang' endlich an, die Stimme abzuschalten
und dich, wenn möglich, nur auf Fragen zu verlegen.
Man lernt das langsam: Seine Klappe halten.
Nur nicken sollst du manchmal – meinetwegen.

Beschränke dich auf deine Zeitung als Lektüre.
Es ist nicht gut, Ideen zu entfalten.
Spricht man vom Wetter, sage allenfalls: »Ich spüre
den rechten Fuß gelegentlich erkalten.«

Doch niemals darfst du teilnahmslos erscheinen.
Sonst sagt man: »Der ist gänzlich weggetreten!«
Sei nett zu Hunden und zu Kindern, laß die Kleinen
auch nah heran und frage, ob sie beten.

Geh' oft spazieren, weil sie das erwarten!
Und hältst du dich nur schlecht auf deinen Beinen,
dann wähle eine Bank im Park, im Garten,
zur Not nimm Platz auf Mauersteinen.

Und grüßen sollst du. Sage häufig: »Danke!«
Dann sagt man gern: »Der Alte hat Manieren.«
Verpflichtend ist für Alte, Kranke,
daß sie sich in die Anstalt integrieren.

Es gibt die Regeln. Das ist bloß Gewöhnung!
Wer sich gut fügt, der sieht kaum eine Schranke.
Im Altersfrieden findet sich die Krönung
des Seins als köstlicher Gedanke.



Der Mord an einem Papagei

In memoriam Ludwig Rubiner,
Friedrich Eisenlohr, Livingstone Hahn

Fred hat, als Oberin dezent verkleidet,
sich in die Residenz des Herrschers eingeschlichen,
Dort tötet er den Papagei, der lautlos leidet,
mit Hilfe einer Spritze und zwei Stichen.

Der Schoßhund, in den Korb zurückgewichen,
verstirbt am Herzschlag, als das Messer schneidet.
Fred trägt die beiden, kaum daß sie verblichen,
ins Luxusbad, das er dem Fürsten neidet.

Nun schlüpft er rasch als ein geschulter Rächer
mit Giftphiole in die Schlafgemächer,
und mischt den Wein und fälscht die Schrift.

Der Freund steht bei den Wächtern, freundlich segnend
und *Fred* als Hausprälat am Tor beegnend.
Dann haben beide sich nach Island eingeschifft.

Die Flucht aus der Haft

(zugleich das Ende der Kriminalsonette
mit *Fred* und dem *Freund*)

Fred sitzt seit Jahren ein im Zuchthaus Tegel
und hat zum Zeitvertreib begonnen zu studieren.
Er widmet sich den Philosophen Kant und Hegel.
Die Werke läßt er in das Zuchthaus importieren.

Nach vierzig Bänden streicht man alle Segel,
die Bücher dürfen ungeprüft passieren,
Fred sammelt Dollarscheine, schlau und kregel,
die jeden Band ab Seite siebzig zieren.

Dann liest er Nietzsche, und sein Stil wird härter.
Er droht mit Selbstmord und besticht zwei Wärter.
Sie rufen einen Notarzt rasch herbei.

Der Freund, der die Aktion genau beschattet,
kommt mit dem Unfallwagen ausgestattet,
Fred lebt als Rentner friedlich auf Hawaii.

Geständnis

Ich bin der Ungetaufte,
der in der Schule raufte
und Fünfen schrieb.
Der nie in Fallen tappte
und den man dennoch schnappte
als Kirschendieb.

Ich bin der Unbefugte,
der durch die Ritzen lugte,
das Haus umschlich.
Der an den Schlössern feilte
und noch die Tür verkeilte,
wenn er entwich.

Ich bin der Unbeliebte,
vom Schicksal Ausgesiebte
im Wettbewerb.
Mich hielt kein Frauenzimmer,
denn ich entzog mich immer
schnell dem Verderb.

Ich bin der Abgebrühte,
der sich um nichts bemühte
am Unfallort.
Der auf den Nägeln kaute
und auch bei Flut und Flaute
verlor kein Wort.

Ich bin der Spätheimkehrer,
der Mal- und Zeichenlehrer,
Ecole Beaux Arts.
Der die Plakate klebte,
bei Partisanen lebte
trotz der Gefahr.

Ich bin der Lebensläufer,
Quartal- und Whisky-Säufer,
ansonsten clean.
Verkehr' in allen Kreisen,
man kann mir nichts beweisen
und läßt mich zieh'n.



Finden?

Ob ich wohl in Windeseile
bei der Teilung zweier Winde
und am Ende einer Zeile
eine Weile Heimat finde?

Meilen zog ich hin um Meilen
im Beginnen, im Verschwinden
lidlos, ohne zu verweilen.
Laß mich eine Bleibe finden!

Leicht verliert sich, was ich teile,
lautlos wird es im Erblinden.
Doch die letzte leise Zeile
läßt vielleicht mich Frieden finden.

Anmerkungen

Zu I.

Die kursiv gesetzten Zeilen am Anfang einiger Gedichte sollen erkennen lassen, daß sie anderen Werken entnommen wurden, und zwar solchen von Christian Morgenstern. Im übrigen verselbständigen sich die hier veröffentlichten Texte und mögen – allenfalls – den Geist Morgensterns aufblitzen lassen.

Palmströms Taschentuch nimmt Bezug auf eines der berühmtesten Gedichte Morgensterns, das mit dem Satz beginnt: »Palmström steht an einem Teiche (!) und entfaltet groß ein rotes Taschentuch ...« Palmström wagt nicht hineinzuschneuzen, weil ihn die Ehrfurcht vor dem schönen Bild auf dem Taschentuch »packt«.

Über *Korfs Galoschen* wußte man bisher nichts, überliefert (von Morgenstern) ist aber Korfs Erfindung – »die Tagnacht-lampe«, die »selbst den hellsten Tag in Nacht verwandelt«.

Palma Kunkel gehört wie Palmström und Korf zu den Figuren, die Morgenstern erfunden hat. In einem eigenen Gedicht *Der Papagei* wird berichtet, daß das kluge Tier »nicht auf Applaus spekuliert« und »niemals seine Wörter ausspricht«.

Zu II.

Im Gedicht *Künstlerfest* tummeln sich die Dichter Peter Hacks und Peter Handke als Lausbuben in Gestalt von Max und Moritz. Bei Wilhelm Busch wird ihr Ende durch einen Müller besiegelt. Über Hacks und Handke befindet im *Künstlerfest* – insofern passend – der Dramatiker Heiner Müller als Richter.

Die »historische« Begegnung des Künstlers Kurt Schwitters mit Frau Anna Blume ist alles andere als authentisch. Der

Maler und Schriftsteller Kurt Schwitters lebte von 1887 bis 1948 und begründete eine Sonderrichtung des Dadaismus, die er »Merz« nannte. Viele seiner Bildwerke entstanden aus dem »Strandgut des Alltagslebens«. »Anna Blume« gehört zu seinen Dichtungen (*Die neue Anna Blume*, eine Gedichtsammlung aus den Jahren 1918 bis 1922, Verlag Der Sturm). »Anna Blume« war wohl keine konkrete Person, obwohl Schwitters sie mit den Worten anruft: »O du, Geliebte meiner sieben- undzwanzig Sinne, ich liebe dir!«

Zu V.

Die hier versammelten Texte treiben ein lustvolles Spiel mit Gedichten anderer Autoren. Meist werden die Anfangszeilen eines Gedichtes aufgenommen und unbefangene weitergesponnen. Dabei ergibt es sich nicht eben selten, daß eine vorhandene »Stimmungslage« entfaltet wird und auch einzelne »Töne« fortklingen. Im neuen Gedicht mögen sich also Beziehungen zur literarischen Vorlage finden lassen. Manchmal werden gedankliche Ansätze weiterentwickelt. Aber es kommt auch kraft der Imagination zu völlig andersartigen Bildern und eigenständigen Assoziationen.

Zu VI.

Die Gedichte *Mord an einem Papagei* und *Die Flucht aus der Haft* huldigen einem literarischen Meisterwerk, das bereits 1913 veröffentlicht wurde. Es handelt sich um sogenannte »Kriminalsonette«, die der Zusammenarbeit von drei Autoren zu danken sind, nämlich Ludwig Rubiner (1881–1920), Friedrich Eisenlohr (1889–1954) und Livingstone Hahn (1889–1961). In jedem Sonett begehen zwei Männer, *Fred* und *Der Freund*, ebenso einfallsreich wie effizient schwere Delikte, ohne jemals von der Polizei gestellt und den Strafverfolgungsbehörden übergeben zu werden.

Joachim Klinger im Grupello Verlag

In Hafenkneipen trifft sich gern der Ringelnatz mit Morgenstern

Lyrische Kapriolen und Karikaturen

Mit 36 Illustrationen des Autors
136 Seiten · Klappenbroschur · € 14,80
ISBN 3-933749-76-X

* * *

Morgensterns Kater, Ringelnatzens Pinguin

Fortgesetzte lyrische Kapriolen und Karikaturen

Mit 26 Illustrationen des Autors
112 Seiten · Klappenbroschur · € 12,80
ISBN 3-89978-024-8

* * *

Wadenkrampf bei Waterloo

Eskapaden und Balladen

Mit 35 Illustrationen des Autors
160 Seiten · Klappenbroschur · € 14,90
ISBN 3-89978-040-X

Leseprobe unter www.grupello.de